Nr. 6. Monatlich vier Nummern. Berlin, 5. Februar 1883. Preis: Vierteljährlich 2½ Mark. 29. Jahrgang.

Inhalt: Ein Tag in einer polnischen Wirthschaft. Von Eugen Osborne. (Fortsetzung.) — Festgruß zum 25. Januar. — Mosaik. — Literarische Tagebuchblätter. — Die Mode (mit Abbildungen). — Wirthschaftsplaudereien (mit Abbildung). — Beschreibung des colorirten Stahlstich-Modenbildes vom 1. Februar. — Schach. — Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 8. — Opernstellen. — Zweisilbige Charade. — Auflösungen der Dechiffrir-Aufgaben, des Figuren-Räthsels und der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 7 Seite 32. — Correspondenz. — Für die Faschingszeit.

Ein Tag in einer polnischen Wirthschaft.

Von Eugen Osborne.

(Fortsetzung.)

Im Salon ging es munter genug zu. Die neuangekommenen jungen Frauen saßen in bequemen Fauteuils, jede ihren Getreuen zur Seite. Frau von Crypski blätterte lächelnd und schweigend in einem Album; ihr Mann ging mit kurzen nervösen Schritten im Zimmer auf und ab. Auf einem kleinen zweisitzigen Sopha saßen Herr von Kiserilski und Herr Léon von Trzymienitski in bester Gemeinschaft nebeneinander, und während zwischen ihnen und der übrigen Gesellschaft Scherzworte und Neckereien hin- und herflogen, machten sie insgeheim noch ihre Glossen über Alle und theilten sie einander in unbewachten Augenblicken mit.

Durch die offenen Fenster strömte die warme würzige Sommerluft und erfüllte das freundliche Gemach mit dem Duft von Jasmin und Rosen.

Der Eintritt der Hausfrau und ihres jungen Gastes brachte die Gruppen in Bewegung, doch nur auf einen Augenblick. Sie formirten sich gleich wieder und die Unterhaltung blieb im Gange.

„Eh bien, Monsieur Léon!“ sagte Frau von Albinski, sich nachlässig in ihrem Schaukelstuhl bewegend, so daß die Spitze eines allerliebsten Füßchens unter dem Saume ihrer robe ronde hervorguckte, „erzählen Sie uns doch, wie viele Pferde haben Sie todt gefahren, wie viele Herzen gebrochen und wie viele Impromptus vorbereitet in den sechs Wochen, seit wir Sie nicht gesehen?“

„Sechs Wochen Zeit, um Herzen zu brechen,“ sprach Monsieur Léon mit dem Ton und Ausdruck eines vollendeten Fat, „und Sie verlangen noch, daß ich mich Aller erinnere!“

„Hört! Hört! den Glücklichen!

Wer kennt die Völker, nennt die Namen,
Die Alle hier zusammenkamen.“

recitirte der Hausherr mit vielem Eifer und falschem Pathos.

„Sie hätten in der Zeit auch etwas weniger Fades ausdenken können,“ bemerkte Frau von Albinski verächtlich.

„Gnädige Frau, der Witz war ausgegangen im Lande, es war eine geistige Dürre eingetreten, denn Sie waren sechs Wochen lang unsichtbar,“ parirte Monsieur Léon mit einer Verbindlichkeit, die an Unverschämtheit grenzte. „Jetzt aber erwarten wir, daß sich Ströme des Geistes über uns Durstige ergießen, um so mehr, meine Gnädige, da auch Sie Zeit zur Sammlung gehabt haben.“

„Monsieur Trzymienitski!“ rief Frau von Albinski lebhaft. „Ich will Ihnen ein Räthsel aufgeben. Was ist für eine Aehnlichkeit zwischen Ihnen und Orschützer Tuch?“

„Je älter, desto gröber!“ sprach Herr Trzymienitski mit einer tiefen Verbeugung und einem so bezeichnenden Blick auf die Dame, daß diese ganz roth wurde und ihr Gatte mit fragendem und drohendem Ausdruck seine Augen zu dem Sprecher erhob.

Dieser schien indessen besänftigend wirken zu wollen, denn er sagte in verändertem und höflichem Tone: „Ich will Ihnen lieber ein anderes Räthsel aufgeben: Worin besteht die Aehnlichkeit zwischen mir und dem Blitzstrahl?“

„Nun?“

„Wir werden Beide unwiderstehlich vom Glänzenden angezogen.“

Herr von Albinski beruhigte sich nach dieser Wendung.

„Aber die Herzen! Sie haben noch nicht von den Herzen gebeichtet!“ rief die kleine Frau von Bielski, ungeduldig mit den Füßchen trampelnd.

„Ich fand die Herzen unverwundbar, mit Ausnahme des meinigen,“ sprach Monsieur Léon, leise die Hand der Fragerin unter dem Tische drückend.

„Sie wurden wol mit stumpfen Waffen angegriffen,“ konnte Frau von Albinski sich nicht enthalten zu bemerken.

„Die Herzen unserer schönen Frauen sind stumpf, seitdem ihre Zungen spitz geworden sind,“ sagte Herr Trzymienitski ruhig.

„Wenn man das Glück hat, ein Pole zu sein,“ rief Herr von Kiserilski mit dem Tone der vollsten Ueberzeugung, „wenn man das Glück hat, ein Pole unter Polinnen zu sein, so kommt man viel weniger dazu, daran zu denken, ob man die Herzen Anderer gebrochen. Man hat genug zu thun, das eigene festzuhalten.“

Diese Bemerkung rief ein allgemeines heiteres Gelächter hervor und trug Herrn von Kiserilski freundliche Blicke von fünf Paar schöner Augen ein. Die beiden Ehemänner indessen runzelten ganz fürchterlich die Stirn.

„Liebe Oleßia, nimm doch Dein Pincenez ab,“ bat Herr von Bielski.

„Fällt mir nicht ein, Poll,“ entgegnete Oleßia. „Du weißt es, meine Augen bekommen Ausdruck blos durch das Pincenez, ebenso wie die des Herrn Kiserilski durch seine Brille.“

„Das ist es ja eben! Und wenn er Dich ansieht durch seine goldene Brille und Du ihn durch das Pincenez. .... Ich ertrage es nicht!“ rief Poll böse.

„Ei, so wende Dich doch ab,“ sprach die kleine Frau kaltblütig, und sich in ihrem Fauteuil zurücklehnend, warf sie ganz direct durch ihr Pincenez einen Blick der goldenen Brille zu, daß deren Besitzer förmlich zusammenfuhr und mit der Hand nach dem bedrohten Herzen griff.

„Oleßia, das ist zu arg! Du vergißt Dich!“ rief der Gemahl außer sich.

„Liebe Frau von Kiserilski, geben Sie doch meinem Mann fünfzehn Tropfen Kirschlorbeer ein,“ sagte die kleine Frau unbekümmert. „Ich möchte nicht, daß er an Herzkrämpfen stürbe.“

Vor Wuth riß sich Herr von Bielski am eigenen Schnurrbart und stürzte aus dem Zimmer.

„Nein, solche Eifersucht ist mir noch nicht vorgekommen,“ sprach Herr von Albinski gravitätisch. „Sie ist geradezu unnatürlich.“

„Es ist ein Anachronismus, heutzutage noch so eifersüchtig auf die eigene Frau zu sein,“ sprach Frau von Kiserilski, mit leisem Nachdruck auf das Wort ‚eigene.‘

„Ei, das läßt sich erklären, wenn man in die eigene Frau verliebt bleibt.“ Dabei küßte Herr Albinski galant die Hand seiner Gattin. „Aber man muß doch Vertrauen haben.“

„Ich will doch einmal hinaus und sehen, ob ich meinen Othello versöhne,“ sagte die kleine Frau.

„Das wird so schwer nicht halten,“ meinte Herr Trzymienitski, als sie fort war. „Jetzt wird es heißen: ‚Poll!‘ — ‚Laß mich!‘ — ‚Ach, Poll!‘ — ‚Was willst Du?‘ — ‚Poll!‘ (bittend). — ‚Oleßia, ach!‘ — ‚Ach Poll!‘ — und die schönste Versöhnung kommt zu Stande.“

„Die Versöhnung ist eben so lächerlich, wie der Zank,“ bemerkte Frau von Albinski, „die junge Frau ist unverantwortlich kokett.“

„Belle dame!“ sagte Monsieur Léon. „Schütten Sie die Pfeile Ihres Zornes nicht über Abwesende aus.“

„Warum nicht, wenn ein Vertheidiger zurückgeblieben ist.“

„Ich bin gern bereit, für Frau von Bielski eine Lanze zu brechen, aber mit Nadelstichen kämpfen, das verstehe ich nicht. Da erkläre ich mich im Voraus für geschlagen.“

„Immer geschlagen! Lassen Sie sich mit Frau von Albinski in kein Gefecht ein, Léon,“ sagte Herr von Kiserilski.

„Herr von Trzymienitski fürchtet nicht, getroffen zu werden, da er die Gewohnheit hat, sich eines Blitzableiters zu bedienen,“ sagte die junge Frau boshaft, und sich erhebend, machte sie eine graziöse Handbewegung, welche Kiserilski an ihre Seite rief.

„Könnten Sie mir nicht einen Augenblick Zeit gönnen. .... Unsere kleine Angelegenheit....,“ sprach Herr Crypski, den Arm des Hausherrn berührend. (Leise.) „Nur zehn Procent auf ....“

„Bewahre! Ein anderes Mal!“ rief dieser ungeduldig und führte seine Dame in den Garten.

„Warum sind Sie heute so streng, Göttin?“ fragte Herr von Kiserilski den Arm an sich drückend, der so leicht auf dem seinen lag.

„Ich kann nichts dafür. Dieser Léon und die kleine Kokette aigriren mich. Aber daß Sie sich dazu hergeben, die Aufmerksamkeit ihres Mannes abzulenken ....“

„Ich?“ rief der Herr erstaunt.

„Ja, Sie! Was haben Sie ihr Blicke zuzuwerfen?“

„Ich? Ich sehe sie an, weil sie hübsch ist,“ rief Jener unschuldig.

„Ach so! Sie finden sie hübsch — das ist etwas Anderes!“ erwiederte die Dame, und ruhig ihren Arm aus dem seinigen ziehend, wandte sie sich ab, einige Blumen zu pflücken.

Herr von Kiserilski erkannte augenblicklich, daß er einen Mißgriff begangen. Er bemühte sich, durch lebhafte Betheuerungen den Eindruck

Hierzu colorirtes Stahlstich-Modenbild vom 1. Februar.

seiner Worte zu verwischen, als unversehens Herr von Albinski aus dem Gebüsche hervortrat, den Arm seiner Frau nahm und mit großer Bestimmtheit sagte: „Kiserilski! Sie werden von Crypski gesucht.“

„Und hier findet man Ihre Gegenwart überflüssig,“ beendete die Mittheilung lachend Herr von Bielski, der, seine Frau am Arm und vollkommen mit ihr versöhnt, von einer anderen Seite daherkam.

„Schämen Sie sich, Albinski, wer wird so eifersüchtig sein!“

„Na! Sie sind gerade der Rechte, der sich darüber wundern darf!“ lachte Jener.

„Ich freue mich nur über gute Kameradschaft,“ erwiederte Bielski.

„Sie werden doch nicht meine Eifersucht mit der Ihrigen vergleichen wollen?“

„Warum nicht? Ich mache etwas mehr Lärm, Sie verbeißen es in sich — das kommt ziemlich auf's selbe heraus.“

„Es kommt darauf heraus, daß Ihr Männer keinen Menschenverstand habt,“ sagte die kleine Frau eifrig. „Warum nehmt Ihr Euch nicht alte, schielende und garstige Frauen, wenn Ihr verlangt, daß Keiner sie ansehen soll?“ Bei diesen Worten klopfte sie mit einem Heliotropenstrauß, den sie in der Hand trug, ihren Mann freundlich auf die Nase.

Herr von Kiserilski war unterdessen in's Haus zurückgekehrt, dachte aber weder an Crypski, noch an dessen Procent-Rechnungen. Trotz seiner vielfachen Kurmachereien zog es ihn doch immer wieder zu seiner Frau und man konnte ziemlich sicher darauf rechnen, daß er ihr nachlief, wenn er sie eine halbe Stunde nicht gesehen hatte.

So wandten sich seine Schritte jetzt auch stracks zum Boudoir seiner Gattin. Er fand sie nicht, wol aber ein Blatt Papier, welches sie vorhin beschrieben und liegen gelassen hatte. Er nahm es lächelnd auf. „Ah so! Wieder Verse! Was meine Frau an Papier verdirbt, ist unglaublich. Na, am Ende ist es ein unschuldiges Vergnügen!.... ‚Leise in dem Garten .... Die Guitarre .... Don Alonzo .... Donna Diana!‘ Ho! ho! Das soll wol etwas Spanisches vorstellen! Aber, was ist das? Wenn man die Anfangsbuchstaben der einzelnen Verse zusammenstellt, so kommt ja ein Akrostichon heraus! HJMMLJSch .... das folgende D paßt nicht hinzu. HELENE. Wahrhaftig! ‚Himmlische Helene!‘ Wir haben heute zwei Helenen im Hause: Helene Drujska und Helene Albinski. Eine gefällt mir noch besser als die Andere. Solch eine Gelegenheit zu einer Galanterie kann man doch nicht unbenützt vorübergehen lassen! Aendern wir die Verse ein klein wenig.“

Er wählte hastig ein Blatt feines Papier, nahm eine Feder von dem reich versehenen Schreibtisch seiner Frau und schrieb:

Heilige Stille waltet
In der dunkeln Nacht.
Meine Sehnsucht ruht nicht,
Meine Liebe wacht.
Leise die Guitarre
In dem Garten klingt;
Schweiget Nachtigallen!
Eduard süßer singt:
„Heller als die Sterne
Einer Tropennacht
Leuchtet mir, Helene,
Eurer Augen Pracht.
Nur ein einzig Strahlen
Ewig glücklich macht.“

„So! Damit sei's genug. Das Weitere kann füglich wegbleiben. Welcher von Beiden ich es wol zukommen lasse? Das Mädchen mit den schwarzen Augen hat mir's angethan, und ich glaube fast, meine Frau ist eifersüchtig. Aber Frau von Albinski macht mit mir auch, was sie will. Hol's der Kukuk! Ich glaube, es geht mir mit allen hübschen Frauen so. Ha! Eine Idee! In diesem Falle mag das Schicksal entscheiden!“

Er lächelte stillvergnügt und recitirte leise:

„Heller als die Sterne
Einer Tropennacht
Leuchtet mir, Helene,
Eurer Augen Pracht....“

„Was sagten Sie da eben von acht?“ ließ sich plötzlich Crypski's Stimme hören, der mit allen Anzeichen einer merklichen Ungeduld in's Zimmer trat. „Unter zehn Procent ist die Sache nicht zu machen. Aber es freut mich, daß Sie zu rechnen scheinen; darf ich hoffen, daß endlich einmal unsere Angelegenheit ....“

„Ja, ja!“ sprach Kiserilski zerstreut, der kaum darauf hörte, was Jener sprach.

„Sie erlauben mir wol einen Einblick in Ihre Berechnungen?“

„Um Gotteswillen — Nein!“ rief der Hausherr aufgeschreckt und entriß Jenem hastig das Blatt, welches er schon ergriffen hatte.

„Diese Berechnungen sind für mich allein,“ fügte er erröthend hinzu, als der Andere ihn erstaunt ansah; „auch dürfte hier wol kaum der geeignete Ort dazu sein. Wenn Sie es durchaus wollen, so kommen Sie auf mein Zimmer.“

Er ergriff den Arm seines Gastes und drängte ihn aus der Thüre. Das Blatt blieb liegen.

Das Boudoir der Frau von Kiserilski wurde keineswegs als ein Heiligthum betrachtet, in das nur einige wenige Bevorzugte einen Einblick hätten erlangen dürfen. Wer einmal in dem Hause als Gast acceptirt war, wurde auch als ein Freund desselben betrachtet, dem der Eintritt in fast alle Räume freistand, und mit echt polnischer Gastfreundschaft war man bereit, in jedem Winkel das Oberste zu unterst zu kehren, wenn man vermeinte, dadurch etwas zur Bequemlichkeit oder zum Vergnügen des Gastes beizutragen.

Diese herzliche, rückhaltslose Gastfreundschaft, die man fast in allen Häusern findet, sie mögen reich oder arm sein, verleiht der polnischen Nation einen unwiderstehlichen Zauber und bahnt ihr so leicht den Weg zum Herzen des Fremden, der den Vorzug hatte, dieselbe zu genießen.

Die beiden Herren hatten kaum das Gemach verlassen, als Monsieur Léon de Trzymienitski eintrat. Er sah sich etwas scheu nach allen Seiten um und eilte zum Schreibtisch.

„Das ist mein Glück,“ sprach er halblaut für sich, „daß unsere liebenswürdige Wirthin die Gewohnheit hat, oft etwas Unschädliches zu kritzeln. Man findet bei ihr immer Dinte, Feder und Papier.“ Er kramte ziemlich ungenirt auf dem Tische herum, bis er gefunden hatte, was ihm paßte, ein Blatt rosa Papier ohne Initialen.

Nun schrieb er einige Zeilen, und nachdem er sie durchgelesen und zu seiner Zufriedenheit gefunden hatte, nahm er aus seinem Knopfloch die Blüthe eines Heliotrop, küßte sie, theilte sie in zwei Hälften und legte die eine davon in den Brief, den er künstlich und zierlich zusammenfaltete.

„Das gilt statt der Unterschrift und statt der Adresse,“ dachte er selbstzufrieden, „so ist auf keinen Fall eine Compromittirung zu befürchten. Sie wird gewiß die Hälfte der Blume erkennen, die sie mir geschenkt. Wenn sie nicht von Stein ist, wird heute die Entscheidung erfolgen. Das Chikaniren und Kokettiren dauert mir zu lange. Chez nous à Paris macht man nicht so viele Umstände. Dieser Brief voller Leidenschaft und Glut muß sie rühren. — Sie wird bestimmt heute Abend um elf Uhr in den Gartenpavillon kommen. Ha!“

Indem Herr von Trzymienitski also seinen angenehmen Betrachtungen sich überließ, fiel sein Blick zufällig auf das Papier mit den Versen, die Herr von Kiserilski umgearbeitet hatte. Ganz mechanisch nahm er das Blatt zur Hand, blickte hinein, stutzte und setzte sich ohne weiteres hin, das Akrostichon abzuschreiben, wobei er in Gedanken also raisonnirte:

„Dem klügsten Kopf kann es einmal passiren, daß ihm der eigene Witz ausgeht, warum soll man sich nicht einen Vorrath von fremdem anlegen, wenn die Gelegenheit sich bietet? Speciell zu einer Galanterie muß man immer gerüstet sein, denn die Frauen lieben das, und die Frauen sind eine Macht. Diese Verse kann ich im Augenblicke hier vielleicht nicht benutzen, da ich eben mit Frau von Bielski beschäftigt bin, aber sonst fände sich wol ein Dutzend Helenen, denen ich damit eine Freude machen würde und die sich alle selbst an dem Adjectiv „himmlische“ erkennen würden. — Ob ich wol Frau von Albinski's spitze Zunge damit stutze? Vielleicht auch nicht, sie ist sehr erbost; ich habe sie auch wirklich vernachlässigt. Ja, pardon, Mesdames! Alle kann ich nicht glücklich machen — einige müssen schmachten. Das kleine Mädchen mit den schwarzen Augen heißt auch Helene. Ihr Herzchen klopft gewaltig, wenn sie mich erblickt. Man könnte ihr ein bischen die Cour machen; mit Mädchen ist es aber eine fatale Sache, kaum erweist man ihnen einige Aufmerksamkeiten, so heißt's gleich: Heirathen! Puh! damit hat es noch gute Wege. Ich lasse mich nicht fangen und nicht zwingen . . . Später einmal. . . .“

Der Zufall, den Herr von Kiserilski angerufen, war offenbar seinem Freunde Trzymienitski hold. Er schrieb eben den letzten Vers ab, als er das leise Rauschen eines Frauenkleides vernahm und, sich umsehend, gewahrte, daß Fräulein Drujska hinter ihm stand.

„Sie schreiben?“ fragte die junge Dame, „und noch dazu Verse?“ setzte sie mit freudigem Erstaunen hinzu. „Ei, dieses Talent war mir an Ihnen fremd.“

Einen Augenblick erröthete der junge Mann und zögerte. „Soll ich — soll ich nicht? — Und Frau von Bielski im Pavillon? — Bah! Chez nous à Paris macht man es noch ganz anders!“

Die Gelegenheit war zu verlockend. Mit einer geschickten Bewegung schob er das Blatt, welches Kiserilski's Handschrift trug, zwischen die anderen Papiere, wobei er sich den Anschein gab, als suche er sein Blatt zu verbergen. Aber er sorgte dafür, daß es doch hübsch sichtbar blieb.

„Oh nur eine Kleinigkeit, eine momentane Inspiration,“ sprach er mit gut gespielter Verlegenheit. „Wäre mir mehr Zeit geblieben, ich hätte die Musen wol gezwungen, mir Bedeutenderes zu schenken.“

„Darf man sehen?“ fragte das junge Mädchen.

„Mein Fräulein, ich kann Ihnen nichts abschlagen. Sollten Sie mir zürnen, so erinnern Sie sich daran, daß es Ihr Wille war, die Verse zu sehen.“ Bei diesen Worten überreichte er ihr das Blatt mit einer Verbeugung und einem bedeutungsvollen Blick.

Sie nahm es, blickte hinein, wurde wie mit Purpur übergossen und reichte es ihm nach einer Minute stumm und sehr verlegen wieder.

„Sie geben es zurück? Ist es nicht würdig, in Ihrem Besitze zu bleiben?“ fragte der Herr, mit einer kleinen Erregung, die nicht ganz Komödie war, denn erstens war das junge Mädchen in seiner Verlegenheit bildhübsch, zweitens war Trzymienitski's Eigenliebe im Spiel.

„Ich soll es behalten?“ stammelte sie.

„Ihr Name ist es, der darin steht. Verzeihen Sie die Huldigung, die ein Zufall Ihnen entdeckte und behalten Sie das Blatt als ein Andenken an mich und — an diese Stunde.“

„Wenn jetzt nicht gleich eine Unterbrechung kommt, so bin ich des Teufels; ich weiß wahrhaftig nicht, was folgen soll,“ dachte der Galan. Zu seinem Glücke hatte aber das tête-à-tête plötzlich ein Ende. Das junge Mädchen war so überwältigt von einem Gemisch von Verlegenheit und Freude, daß es fürchtete, seiner Gefühle nicht Herr bleiben zu können. So drehte es sich plötzlich kurz um und lief einfach davon, und das war entschieden für beide Theile das Beste.

„Ah! Das war eine Erlösung zu rechter Zeit!“ seufzte Monsieur Léon erleichtert auf. „Das Mädchen ist übrigens allerliebst. Wäre sie die Frau eines meiner Freunde, ich würde ihr unbedingt den Hof machen. Auf dem Lande findet man wirklich einige ganz gute Sachen, unter Anderem frische Butter und frische Gefühle; es ist ganz erquickend, dazwischen auf Letztere stoßen. Bei dem kleinen Mädchen habe ich jetzt einen Stein im Brett, falls ich einmal bei Laune sein sollte zu heirathen. Damit hat's übrigens Zeit, Frau von Bielski hat doch mehr chic. Ich muß darauf denken, wie ich ihr meinen Brief zukommen lasse.“

Viertes Kapitel.

Der Mittag war glücklich überstanden. Veronika mußte doch wol eines besonderen Schutzes ihrer Heiligen theilhaftig sein oder langjährige Erfahrung hatte sie geübt. Jedenfalls brachte sie es immer wieder zu Stande, aus Nichts sehr schmackhafte kleine Diners zu arrangiren. Das heutige vervollständigte ein schöner Krebspudding. Der Kalbsbraten duftete appetitlich in seinem Rahmen aus frischem Blumenkohl, das Gelée prangte in verschiedenen Farben und war mit frischgebackenen Meringuen garnirt. Das Dessert war überhaupt die starke Seite des Kiserilski'schen Haushaltes, in dem es an Fleisch, Mehl und Butter häufig mangelte, an Confect und Früchten jedoch niemals.

Freilich fand es sich, daß von der schönen aufgeschnittenen Melone die Hälfte fehlte, was der mit unschuldigem Gesicht bei Tische mit bedienenden Njanja höchst erzürnte Blicke von Seiten der Mamsell eintrug, aber es war genug von Allem da, und das Diner verlief in heiterster Stimmung.

Nach demselben machte sich die Gesellschaft zu einer Bootfahrt auf dem den Garten bespülenden See auf.

Frau von Kiserilski war einige Augenblicke zurückgeblieben, um häusliche Anordnungen zu treffen, hauptsächlich auch, um ihre Kinderchen zu herzen. Sie stand eben im Begriff, der Gesellschaft zu folgen, als ihr Veronika entgegentrat, die in der einen Hand einen rosa Brief, in der andern einen Fünf-Rubel-Schein trug und ein verlegenes Gesicht machte.

„Was soll das, Veronika?“

„Die heilige Theresa möge mich vor einer Sünde bewahren, gnädige Frau!“

„Vor einer Sünde?“

„Ja, Pani. Der Brief hier riecht nach Blumen und nach Sünde. Herr von Trzymienitski gab ihn mir und diese fünf Rubel, ich soll dieselben, nein! ich soll den Brief ganz im Geheimen an Frau von Bielski geben und das Geld behalten.“

„Das werden Sie doch nicht thun, Veronika?“

„Nein. Ich habe lange darüber nachgedacht und sogar im Leben der Heiligen deshalb geblättert, habe aber nirgends gefunden, daß diese Briefe von Herren an junge Damen bestellt und dafür fünf Rubel genommen hätten. Ich werde es ganz entschieden nicht thun.“

„Das ist brav, Veronika!“ sprach die Dame erfreut. „Geben Sie dem Herrn Alles zurück und bitten Sie ihn, für einen anderen Boten zu sorgen. Doch halt! Warten Sie einen Augenblick! Ich habe eine Idee.“ — —

Schnellen Schrittes ging Frau von Kiserilski einige Mal im Zimmer auf und ab und dachte nach.

„Jetzt hätte ich meine Gelegenheit! — Der Brief trägt keine Adresse, also wird auch in demselben der Name vermieden sein. ‚Pani‘ redet man sowol junge Mädchen als Frauen an. Der Brief ist polnisch geschrieben, denn darauf will ich wetten, chez nous autres à Paris steht es schwach mit der französischen Orthographie. Ueber den Inhalt kann kein Zweifel obwalten. Es handelt sich jetzt darum, dem Schicksal in seinem Laufe einen kleinen Rippenstoß zu geben, damit es in die rechte Richtung kommt. Die Bielski ist ganz unschuldig, aber unvorsichtig, und wie leicht ist eine Thorheit geschehen! . . . Das Mädchen liebt ihn, natürlich weil sie ihn für ein Ideal hält, was er nicht ist. Bah!

als Ehemann wird er die Affectation und das Herzenbrechen wol aufgeben und dann nicht besser und nicht schlechter sein als alle Männer. . . ."

Frau von Kiserilski preßte auf einen Moment die feinen Lippen an einander und runzelte die Stirn. „Bah! Wenn alle Frauen daran glauben müssen, warum nicht auch sie! In die hier kreuz und quer vor sich gehende Courmacherei kommt aber jedenfalls ein Riß. Und so sei es! — Veronika!"

„Pani!"

„Haben Sie Zutrauen genug zu mir, um zu glauben, daß ich Ihnen nichts zu thun rathen würde, was unrecht ist?"

„Ach, Pani, sie sind so gut, obgleich Sie lutherisch sind."

„Nun denn, so handeln Sie, wie ich Ihnen sagen werde. Diesen Brief geben Sie ab."

„Ich soll ihn abgeben?"

„Ja. Nur nicht an Frau von Bielski, sondern an Fräulein Drujska."

„An Fräulein Drujska!"

„Ja. Die Verantwortung nehme ich auf mich. Ist der Herr unzufrieden, so sagen Sie nur dreist, ich hätte es so befohlen und geben ihm sein Geld zurück."

„Wenn Sie die Verantwortung auf sich nehmen, gnädige Frau . . ."

„Ich nehme sie auf mich. Im Uebrigen handeln Sie ganz nach seinen Instructionen und benutzen Sie, um den Brief abzugeben, einen Augenblick, wo Sie Niemand sieht, auch nicht Herr von Trzymienitski."

In etwas aufgeregter Stimmung ging die Hausfrau ihren Gästen nach, denen sie besonders aufgeräumt und liebenswürdig erschien. Gegen ihren Mann war sie freundlich, mit einer leichten Beimischung von Schalkhaftigkeit, gegen Fräulein Drujska und Monsieur Léon sogar von ungewöhnlicher Herzlichkeit.

Die Sonne neigte sich bereits stark dem Westen zu, als Herr von Kiserilski, in Begleitung eines anständig aussehenden Juden schnellen Schrittes sein großes Flachsfeld entlang schritt.

„Nun Mowscha, entschließt Euch! Ihr seht, das Feld sieht grün aus wie ein Teppich. Vierzig Loof sind ausgesäet; mein Leinsamen bringt mir nie weniger als zwei Berkowetz vom Loof, macht achtzig Berkowetz, à 50 Rubel, also 4000 Rubel sind mir sicher."

„Was gibt's Sicheres auf der Welt," erwiederte Mowscha, die Achsel zuckend. „Ein Hagel kann die ganze Geschichte zerstören, und manches Loof gibt nur ein halbes Berkowetz statt zwei."

„Dummes Zeug! Ihr verdient, daß man Euch den Bart ausrauft! Wie viel gebt Ihr für's Ganze?"

„Nu! 1000 Rubel will ich schon geben."

„Hallunke, der Ihr seid! Macht daß Ihr fortkommt!"

„Nu, ich will dem Herrn 'was sagen: 2000 Rubel will ich dem Herrn auf den Flachs geben. Der Herr zahlt mir monatlich fünf Procent darauf, bis der Flachs mir abgeliefert wird. Wir berechnen ihn zu dem Preise, der dann gezahlt wird und der Herr erläßt mir zwei Rubel auf das Berkowetz."

„Drei Procent monatlich und Ihr kauft das Berkowetz um einen Rubel billiger! Heraus mit dem Gelde . . ."

Nach kurzem Handeln kam man überein. Ins Haus zurückgekehrt, bezahlte der Hebräer das Geld, empfing seine Quittung und wurde in Gnaden mit der freundlichen Weisung entlassen, sich zum Teufel zu scheren.

Herr von Kiserilski blieb, höchst zufrieden mit dem erledigten Geschäft, zurück. „Auf diese Weise verkaufe ich freilich meinen Flachs billiger," räsonnirte er für sich, „und drei Procent monatlich, 36 jährlich, hm . . . aber wenigstens habe ich nicht die Schererei mit den Hypotheken und Obligationen, mit denen Crypski mich plagen will. Diese Juden sind doch eine bequeme Erfindung! Wir Edelleute wüßten ohne sie weder aus noch ein . . . Ha, Crypski wird sich grün ärgern!"

Herr von Kiserilski interessirte sich für manche andere Angelegenheit bedeutend mehr, als für seine etwas verwickelten Geldgeschäfte. Er holte nunmehr aus dem Boudoir seiner Frau das Blatt mit seinem Meisterwerk, dem Akrostichon, und begab sich damit in den Speisesaal, um Njanja aufzusuchen, der er das Gedicht zu weiterer Beförderung übergeben wollte. Man konnte mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen, sie immer irgendwo in der unmittelbaren Umgebung des Speiseschrankes zu finden.

In dem Augenblicke, wo Herr von Kiserilski, auf den Zehen einherschreitend, mit Vorsicht die eine Thüre des Gemaches öffnete, erblickte er die Gestalt der Njanja, die gleichfalls vorsichtig, gleichfalls auf den Zehen, eben im Begriffe stand, durch die entgegengesetzte Thür zu entschlüpfen und durch seinen Eintritt nicht wenig erschreckt war.

„Pst!"

„Schsch!"

„Was hast Du da!" fragte der Herr leise, schnell auf sie zutretend. „Was? Die ganze Schürze voll frischen Theegebäcks? Njanja, Njanja! Heute Morgen alle Meringuen und den Lachs, jetzt eine Melone und die Kuchen. Ich fürchte, Du wirst Dir den Magen verderben."

„Ach, Herr! Ich wollte nur kosten!"

„Na! Laß es gut sein, Alte! Aber nun höre mich an: Du gehst jetzt gleich in den Garten und nimmst . . ."

„Die Kuchen mit?"

„Nein, die Kuchen trage lieber in Deine Kammer. Aber Du nimmst diesen Brief hier mit und suchst die Damen auf. Warte, bis Du Frau von Albinski oder Fräulein Drujska zu sehen bekommst, aber merke es Dir ja, es darf nur eine von diesen beiden sein. Welcher von diesen Du zuerst begegnest, der gibst Du den Brief ab und bittest Dir von ihr eine rothe Rose aus als Wahrzeichen, daß sie ihn empfangen. Die Rose bringst Du mir. Verstanden?"

„O ja, Herr! Und ich danke für die Kuchen."

„Vergiß nur nicht, daß der Brief entweder für Fräulein Drujska oder für Frau von Albinski bestimmt ist und sonst für Niemand! Und höre, Alte, suche ihn im Geheimen abzugeben, daß die übrige Gesellschaft nichts davon merkt."

„O gewiß, Herr! Seien Sie nur ganz ruhig!" Und die Alte entfernte sich.

Herr von Kiserilski rieb sich in kindlicher Freude die Hände. „Das ist einmal eine Galanterie! Die, der sie zu Theil wird, wird sich freuen! Ich bin nur neugierig, wem sie zufällt und wie die Dame mir danken wird."

Njanja rannte unterdessen, so schnell ihre alten Beine sie trugen, auf ihr Zimmer, um vorerst ihr Gebäck in Sicherheit zu bringen, dann machte sie sich auf den Weg, den erhaltenen Auftrag auszuführen. Im Garten blieb sie vor dem ersten besten Blumenbeete stehen und pflückte eine dunkelrothe Rose ab. „Denn," philosophirte sie ganz praktisch, „wenn es dem Herrn um eine Rose zu thun ist, so brauche ich nicht erst die Damen zu bemühen; ich kann ihm ja selbst eine abreißen."

Das Glück war der Botin hold. Sie hatte nur wenige Schritte gemacht, als sie den Gesuchten in den Weg lief, aber Beiden. Frau von Albinski und Fräulein Helena promenirten Arm in Arm in heiterem Geplauder. Einige Schritte hinter ihnen ging Frau von Bielski, ausnahmsweise einmal ohne Begleitung.

Njanja blieb eine Sekunde stehen und bedachte, wie sie sich in diesem unvorhergesehenen Falle wol zu benehmen habe. Ihr Entschluß war bald gefaßt.

„Da sind sie nun alle Beide, und der Brief ist nur für Eine bestimmt. Soll denn die Andere, das arme Ding, ganz leer ausgehen! Das wird der Herr gewiß selbst nicht wollen. Er ist ein gar zu höflicher Mann — ich muß es nur recht klug anfangen!" Und schnell auf die Damen zugehend, sagte die Alte mit recht lauter und deutlicher Stimme: „Hier, gnädige Frau! Der Herr von Kiserilski schickt Ihnen diesen Brief und Ihnen, Fräulein, diese Rose. Er läßt Sie Beide auch recht schön grüßen und der übrigen Gesellschaft sollen Sie nichts davon sagen, denn es ist ein Geheimniß."

Nach diesen Worten nickte Njanja noch einigemal freundlich und verständnißvoll und ging ab, ganz stolz darauf, den erhaltenen Auftrag so diplomatisch ausgeführt zu haben. Die beiden Damen blieben etwas verdutzt stehen, indeß Frau von Bielski lachend herbeilief und ohne Umstände ihr Näschen in das Papier steckte, welches Frau von Albinski erröthend las.

„Ach, das ist ja reizend!" rief sie; „ein Akrostichon auf ‚himmlische Helene'! Ei, ei, gnädige Frau! Was wird der Herr Gemahl dazu sagen?"

„Mein Mann," antwortete Frau von Albinski, „wird wol vernünftig genug sein, einzusehen, daß es nur ein Scherz ist, obwol ich nicht weiß, warum Herr von Kiserilski sich erlaubt hat, gerade mich zum Gegenstand desselben zu machen."

„Ich begreife auch nicht, warum er gerade mir eine Rose geschickt hat," fügte Fräulein Drujska lachend hinzu.

„Ei, seht mir doch einmal den Don Juan!" rief Frau von Bielski. „Mich allein hat er vernachlässigt! Das fordert Strafe."

„Sollte nicht," meinte Frau von Albinski sarkastisch, „Monsieur Léon es auf sich nehmen, gerade solch' ein Vergehen gut zu machen?"

„Das glaube ich nicht!" rief das Fräulein mit aufblitzenden schwarzen Augen. „Vielmehr weiß ich, daß Herr von Kiserilski selbst sich eine Galanterie des Herrn von Trzymienitski zu Nutze gemacht hat, deren Gegenstand ihm nicht bekannt war."

„Wie so? Wie meinen Sie das?" fragten die Damen.

„Dieses selbe Akrostichon habe ich vor einer Stunde von Monsieur Léon erhalten, und ich traf ihn beim Schreiben desselben an."

„So, so!" sagte Frau von Albinski gedehnt.

„Das ist unverzeihlich!" rief die kleine Bielska. „Wenn man die Cour macht, muß man wenigstens seinen eigenen Witz dazu anwenden. Das ist geradezu ein Verbrechen!"

„Und noch ein größeres ist der Umstand, daß er es versäumt hat, einerlei, ob mit eigenem oder fremdem Witz, Ihnen den Hof zu machen?" fragte Frau von Albinski.

„Nur insofern, als er es versäumt hat, mir in diesem Falle auch eine Galanterie zu erzeigen," sagte Frau von Bielski. „Im Allgemeinen ist er etwas zu liebenswürdig; er preßt mir den Arm so stark, wenn er mich führt, daß ich schreien möchte."

Frau von Albinski wurde sehr roth.

„Ich denke, meine Damen," sagte sie, „daß es die höchste Zeit ist, unserem leicht entzündlichen Freunde eine Lection zu geben, die ihm das Courmachen verleidet."

„Oh, wenn Sie nichts dagegen haben, mir ist es sehr recht!" rief die Kleine lachend.

„Oder glauben Sie nicht, daß seine Scherze zu weit gehen und Strafe verdienen?"

„Er geht nicht nur zu weit, er verstreut namentlich auf eine unverantwortliche Weise sein Herz stückweise nach allen Seiten hin. In derselben Gesellschaft wenigstens müßte er sich nur an Eine halten."

„Er könnte sich wol an seiner Frau genügen lassen."

„Ei, was diese betrifft, so seien Sie ohne Sorgen," bemerkte Frau von Bielski. „Herr von Kiserilski liebt seine Frau wirklich, und zwar sie allein. Das hindert ihn aber nicht, jeder Schönen nachzulaufen."

„Um so mehr Ursache, ihn von der bösen Gewohnheit zu kuriren. Helfen Sie mir, gnädige Frau!" sprach Frau von Albinski.

„Sehr gern. Sagen Sie mir, was ich thun soll?"

Fräulein Helene, die andere Gedanken im Kopfe hatte, hatte sich während dieser Unterhaltung still entfernt.

„Meine Damen! Haben Sie Kiserilski nicht gesehen?" rief Herr Crypski, der athemlos herbeikam und sich den Schweiß von der Stirne trocknete. „Das ist eine Aufgabe, mit Dem Geschäfte zu haben! Den ganzen Tag laufe ich ihm nach, um endlich unsere Angelegenheit ins Reine zu bringen. Endlich glaubte ich ihn zu haben; wir waren schon auf dem Wege nach seinem Zimmer; ich hielt ihn krampfhaft am Arm fest und mit der anderen Hand klammerte ich mich an seinen Rockzipfel — sicherheitshalber. Was denken Sie wol! Wie wir durch den Corridor gehen, schimmert am andern Ende ein blaues Frauenkleid. ‚Pardon!' hieß es, und im Nu hatte er sich losgerissen und war auf und davon; ich glaube, er war hinter meiner Frau her. Hol' ihn der Kukut!"

In Frau von Albinski's Augen blitzte plötzlich ein boshafter Strahl und ein böses Lächeln umspielte ihren Mund.

„Es geschieht Ihnen schon recht," sagte Frau von Bielski. „Sie denken auch an nichts, als an Geld und Processe. Wie kann man sich einen so herrlichen Sommertag durch Geschäfte verleiden?"

„Und nebenbei die Damengesellschaft so gänzlich vernachlässigen," fügte Frau von Albinski in einem plötzlichen Anfalle von Aufmerksamkeit hinzu, deren sie Crypski selten genug würdigte.

„Ja, wahrhaftig, Sie kümmern sich auch gar nicht um uns," stimmte Frau von Bielski ein. „Kiserilski thut es zu viel, aber etwas von seiner Galanterie könnte er Ihnen abgeben, Sie würden dabei nur gewinnen."

„Kommen Sie, lieber Herr von Crypski, gehen Sie ein wenig mit uns spazieren," sagte Frau von Albinski mit einer Stimme wie Musik und legte schmeichelnd ihren Arm auf den seinigen.

„Um Gotteswillen, meine Gnädigen! Fangen Sie schon an, mit mir zu kokettiren?" rief der Herr erschrocken. „Haben Sie noch nicht genug an Monsieur Léon und dem Allerwelts-Courmacher Kiserilski? Ich mache Sie gleich darauf aufmerksam, daß ich mich auf dergleichen gar nicht verstehe. Ich bin ein Geschäftsmann und in Geschäften hergekommen. Zwischen Kiserilski und mir handelt es sich um dreitausend Rubel; auch dachte ich den Vermittler zwischen ihm und Salynski zu machen. Das ist meine Sache und darin weiß ich, was ich thue, aber von all solch dummem Zeuge, wie es Kiserilski so geläufig parlirt, verstehe ich nun einmal nichts."

„Oh, Sie Bär! Sie kommen wol direct aus der Akademie von Smorgony!" rief Frau von Bielski lachend. *

„Sie sind wirklich gar zu wenig civilisirt. Wir müssen Ihre Erziehung in unsere Hände nehmen," entschied Frau von Albinski. Ihr Wesen hatte dabei die einschmeichelnde Grazie eines Kätzchens, und sie war um so reizender, als sie sich in diesem Lichte nur selten zeigte. Selbst Crypski war von ihrer Anmuth frappirt und ließ es sich staunend gefallen, daß sie ihm eine Blume ins Knopfloch steckte.

„Das ist nun Alles ganz schön," knurrte er schon milder, „aber dadurch komme ich doch nicht in Ordnung mit Kiserilski."

„Und was würden Sie sagen," fragte Frau von Albinski, ihn scharf ansehend, „wenn wir Ihnen dazu verhülfen, Herrn von Kiserilski festzukriegen und zu halten?"

„Oh! Wenn ich ihn nur noch einmal am Arm hielte, dann ließe ich ihn gewiß nicht mehr los!"

„Nun wol! Schließen wir ein Bündniß! Wir liefern Ihnen Kiserilski aus."

„Wie wollen Sie das anfangen?"

„Das ist unsere Sache."

„Habe ich dabei nichts zu thun?"

(Fortsetzung auf Seite 46.)

* Smorgony ist ein Städtchen, in welchem man ehemals die Bären zum Tanzen abrichtete.

Festgruß

Kronprinz und Kronprinzessin des Deutschen Reichs und von Preußen.

25 Januar 1858 — 1883 Januar 25

Im Morgenroth, durchwogt von Festgeläute,
Stieg leuchtend auf der freudenvollste Tag —
Ein Jubelfesttag! — Und in Näh' und Weite
Wird treusten Volkes Mitempfindung wach!
Nun strömt's herbei, daß es in Ehrfurcht heute
Des Herzens Wünsche froh verkünden mag,
Und zu des Hochzeitshauses Marmorschwelle
Herfluthet's, wie zum Strande Well' auf Welle.

Die Kinder des kronprinzlichen Paares.

Ein Fühlen heute: Jubeln nur und Danken,
In so viel tausend frohen Herzen schwillt!
Dem Kaisersohne Dank, der in den Schranken
Des Kampfs bewährt sich als des Reiches Schild!
Dem deutschen Manne Preis, der ohne Wanken
Treu bleibt der Pflicht, die ihm als Höchstes gilt;
Dem edlen Schützer jedes edlen Strebens,
Der selber rang und strebte — nicht vergebens!

Und heißer Dank Ihr, die für alle Zeiten
Der schönsten Ehe leuchtend Vorbild gab, —
Der Hochgesinnten, hilfreich stets Bereiten,
Der Kranken Trösterin, der Schwachen Stab!
Ihr thau' am Hochzeitstag', dem froh erneuten,
Des Himmels Segen auf das Haupt herab;
Und schimmern mög' nach fünfundzwanzig Jahren
Der gold'ne Myrthenkranz in Ihren Haaren!

(Fortsetzung von Seite 43.)

„Oh ja!“ rief die kleine Bielski eifrig. „Umsonst thun wir nichts! Verlangen Sie eine Gefälligkeit, so seien Sie wenigstens liebenswürdig: Sie haben uns mindestens eine halbe Stunde den Hof zu machen. Ich werde genau nach der Uhr sehen.“

„Puh, Gnädige! Welche undankbare Aufgabe!“

„Sonst rühren wir keinen Finger.“

„Nun, es sei!“ rief Crypski wider Willen lachend. „Also dreißig Minuten, so gut ich's verstehe, und nachher?“

„Liefern wir Ihnen Kiserilski todt oder lebendig.“

„Habe ich sonst keine Unterweisungen zu empfangen?“

„Ja!“ rief Frau von Albinski lebhaft. „Ihre activen Pflichten sind damit zu Ende, aber nicht die passiven. Merken Sie es sich, Herr von Crypski, Sie selbst haben nichts zu thun, aber Sie müssen mit sich machen lassen, was wir nur wollen. Sie verhalten sich ganz still und sprechen kein Wort, was wir auch anfangen mögen. Sie setzen sich, wohin wir Sie placiren und bleiben stumm, was auch um Sie her geschehen oder gesprochen werden möge. Im richtigen Momente, sobald wir Ihnen ein Zeichen geben, fassen Sie Kiserilski und das Weitere ist Ihre Sache.“

„Topp!“

„Vorher aber, und zwar jetzt gleich,“ sagte Frau von Bielski schelmisch, indem sie ihm ihre Taschenuhr vor die Augen hielt, „empfangen Sie von uns eine Unterrichtsstunde in dem, was Sie dummes Zeug parliren nennen.“

„Verlorene Mühe! Verlorene Mühe, meine Gnädige,“ knurrte der Herr. „Nun, eine halbe Stunde ist bald um!“ und halb willig, halb widerstrebend ließ er sich von den jungen Damen fortziehen.

Kaum hatte diese Gruppe sich entfernt, als die beiden Ehemänner Albinski und Bielski wie zwei Pfeile aus zwei entgegengesetzten Gängen daher gerannt kamen und fast aneinander prallten.

„Bielski, haben Sie meine Frau gesehen?“ rief Albinski, mit Mühe seine Aufregung bemeisternd.

„Nein! Wie kann ich wissen, wo Ihre Frau ist? Ich suche die meine! Oleßia! Oleßia! Oleßia!“

„Ich meinte, in diesem Gange die Stimme meiner Frau und die eines Mannes gehört zu haben,“ sagte Albinski und strich mit der Hand seine Glatze.

„O nein! Es war Oleßia's Stimme! Ich hörte sie deutlich lachen und kokettiren!“ rief Herr Bielski verzweiflungsvoll und gab seinem Schnurrbart einen Ruck.

„Schämen Sie sich doch, so eifersüchtig zu sein!“

„Schämen Sie sich selbst!“

Nach diesem kurzen Zwiegespräch fuhr sich Herr Albinski noch einmal über seine Glatze, Herr Bielski raufte wieder seinen Schnurrbart und Beide stoben auseinander, um auf verschiedenen Wegen ihre Angebeteten zu suchen.

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Brief. (Im Januar.) Die vierte Stunde Nachmittags hat eben geschlagen; die Hunderte von Equipagen, die soeben die Rundfahrt um den See im Bois de Boulogne beendet haben, machen Kehrt gegen den Triumphbogen und rollen im raschesten Tempo auf dem feinen gelben Sande der Avenue, die zu den elyseeischen Feldern führt. In der Nähe des Triumphbogens, auf dem die neuerrichtete bronzene Quadriga glänzt, ertönt aus dem Innern des Wagens das Glockensignal für den Kutscher . . . „John,“ „Baptiste“ oder „Jean“ lautet das Commando durch die herabgelassene Portière, „nach der Rue de la Paix!“ und John, Baptiste oder Jean, der bereits Anstalten getroffen hatte, um in die Avenue Monceau einzulenken und nach Hause zu fahren, zupft mit delicater Hand an den Leitzügeln und der Traber durchsaust, als hätte er Flügel, die Champs Elysées. Die Nacht beginnt hereinzubrechen, mit dem Schatten legt sich Reif auf die leeren Baumäste, die von dem alltäglichen Corso Heimkehrenden hüllen sich fröstelnd in ihr Pelzwerk und die Fußdecken werden energischer angezogen. Am Concordienplatz hält der Kutscher, der die Gewohnheiten seiner Herrschaft kennt, unaufgefordert vor dem Gebäude mit dem großen Balkon und dem breiten Säulengange, gegenüber dem Marineministerium. Monsieur steigt aus dem Coupé, wirft seiner Gefährtin einen graziösen Handgruß zu und schreitet wolgemuth, das Mode-Liedchen aus der letzten Operette trällernd, durch die Thüre, die ihm ein reich livrirter Diener geöffnet, eine mit schweren Teppichen belegte Treppe hinauf. Er geht in seinen Club zum Nachmittagsklatsch und zur Nachmittagswhistpartie. Madame aber benützt die Equipage weiter; sie rollt zwischen dem Gitter des Tuileriengartens und dem Säulengang der Rue Rivoli bis zum Anfang der Rue Castiglione. Hier wird eingebogen und es beginnt, Trepp auf, Trepp ab, die Reise um die Welt, in der die ellenlangen Rechnungen fabricirt werden. Madame gehört ganz ihrer Zeit an; sie schwimmt mit dem Strome zu sehr, um die äußere Zierde ihrer Person nicht einem Schneider anzuvertrauen. Die Couturière ist für sie schon längst ein überwundener Standpunkt; also hinauf zu einem der fingerfertigen Künstler, deren Name einen britischen oder germanischen Klang hat. Der „Meister“ hat sich von einer großen Aufregung kaum erholt. Es handelt sich noch immer um den beinahe Homerischen Streit zwischen Pariser Schneidern und fremden Nebenbuhlern, oder richtiger Nebenbuhlerinnen. Den Zankapfel lieferte die vielbesprochene Sarah Bernhardt, welche sich für das Zugstück „Fedora“ einen Theil ihrer vielbewunderten Toiletten von einer Wiener Couturière anfertigen ließ.

Darauf heller Aufruhr in der Rue de la Paix. Der eine Meister erklärte urbi et orbi, niemals mehr für die gefeierte Tragödin auch nur eine Kopfmantille liefern zu wollen; ein Anderer trieb die Feindseligkeit bis auf den Punkt, der Abtrünnigen eine Kriegserklärung in Gestalt einer rückständigen Rechnung mit der Bitte um sofortige Begleichung zu senden. Dies veranlaßte einen witzelnden Pariser Chronikeur zu der Bemerkung, daß eigentlich ein Damenschneider sich durch die Reclame, welche ihm durch den Umstand erwächst, daß eine hervorragende Schauspielerin in Kleidern, die seinem Atelier entstammen, spielt, hinreichend bezahlt sehen sollte und daß es eine schwere Versündigung gegen die Galanterie wäre, Theaterprinzessinnen überhaupt mit Rechnungen, wie hoch diese auch aufgelaufen sein mögen, zu belästigen. Nach und nach hat sich der Zorn gelegt, ja der Versöhnungsgeist der Schneider ging so weit, daß sie in ihren Compositionen sich mehr oder weniger direct von dem Gefieder der Zauberin beeinflussen ließen. Der Meister, den Madame besucht, von ihr um eine Idee für ein Ballcostüm befragt, wirft nach einigem Brüten etliche Striche aufs Papier . . . . und der Entwurf der Wunderrobe ist fertig. „Ach, wie schön!“ ruft entzückt die Clientin, „das ist ja ganz und gar das Kleid der Sarah im zweiten Acte!“ aber schon hat die Unbesonnene der strafende Blick des Meisters getroffen. „Bitte, bitte,“ deprecirt er mit bissiger Betonung, „so wäre das Kleid ausgefallen, wenn ich es ersonnen und ausgeführt hätte . .“

In der Presse findet des großen Couturiers Behauptung ein patriotisches Echo. Hat nicht z. B. Herr J. J. Weiß in der Revue politique et littéraire gescholten, die berühmte Schauspielerin nehme sich in ihrem Wiener Ballkleide wie eine deutsche Professionistenfrau aus, die sich für einen Subscriptionsabend im „Saalbau“ herausgeputzt habe. Das Merkwürdige an dieser Fehde, der zu Ehren so viel Tinte floß, ist, daß der Pariser Schneider, der die französische Schauspielerin des Mangels an Kunstpatriotismus beschuldigte, ein Amerikaner ist, während die Wiener Schneiderin, welche für Frau Bernhard damals arbeitete, eine drüben ansässige Französin ist. Der Meister aber, der trotz seines Grolls sich von dem Einfluß der Fedora-Toiletten nicht zu befreien vermochte, legt von einer bemerkenswerthen Thatsache Zeugniß ab. Früher hatte die Bühne ihre Moden für sich oder sie beugte sich dem Machtworte, welches aus den Salons der vornehmen Welt floß; heute geben in Paris die Theater entschieden den Ton an. Eine Schauspielerin ersten Ranges, die früher durchaus nicht nöthig gehabt hätte, durch Entfaltung von so und so viel Meter Seide und die Virtuosität ihres Kopfputzes zu brilliren, muß heute ebensosehr an die Zusammensetzung ihrer Toiletten — wir gebrauchen absichtlich die Mehrzahl — als an das Studium ihrer Rolle denken. Es gibt gegenwärtig einen förmlichen Wettstreit: 1. zwischen den Theatern, welche moderne Conversationsstücke aufführen, und 2. zwischen den Schauspielerinnen unter sich. Es ist ein förmliches Steeple chase von Excentricität, gutem Geschmack und Geldverthuerei. Preise von zwei-, dreitausend Francs, ja öfter mehr, für eine solche Toilette sind ganz und gar landläufig und die Bewegung ist immer noch im Wachsen. Von der Bühne finden diese sonderlichen und theuren Toiletten ihren Weg ins Publicum und kleiden die Komödiantinnen der Salons. Das Ding hatte seinen Anfang mit den Hüten; die Kopfbedeckungen, welche vor zehn Jahren auf den Chignons der Pariserinnen sich aufbauschten, die Rabagas-, die Angots-, die Directoires-Hüte waren ebensoviele Reminiscenzen an bekannte Zugstücke; von den Hüten verpflanzte sich der Nachahmungstrieb auf die Kleider, und heute tragen sich die Pariser Damen auf Soiréen und Bällen ganz als sollten sie Theater spielen. Natürlich wird das häusliche Budget dadurch um ein Bedeutendes erweitert, aber der Anblick eines Salons verliert nicht dabei. Von der Bühne her kam der Gedanke, die Ballkleider mit täuschend nachgeahmten Blumen zu besetzen. — Betrachten wir die Zeichnung, welche der Meister schmunzelnd seiner Clientin vorlegt; die Robe ist selbstverständlich nach Gebühr ausgeschnitten; am Busen ist ein ganzer Garten angewachsen, Theerosen, Nelken, Veilchenbouquets bilden ein graziöses Beet, so daß man jede Sorte für frisch im Garten gepflückt hält und die gnädige Frau beinahe fragen möchte, ob sie die Gewächse von Zeit zu Zeit von ihrer Kammerzofe begießen lassen müsse, um sie frisch zu erhalten. Ein Veilchenbouquet auf der linken Achsel und ebenfalls täuschend nachgeahmte gestickte Guirlanden, die bis an den Saum des Kleides reichen, vervollständigen harmonisch die Garnitur.

Allein man lebt selbst im Winter und in der Faschingszeit doch nicht beständig auf Bällen und Routs, man muß auch für den gewöhnlichen Ausgang einige ordentliche Roben haben; auch dafür hat der erfinderische Genius des Zauberkünstlers mit der Nadel gesorgt. Seine Clientin ist gerade von großer, mächtiger Statur; sie wird sich stolz und imponirend wie eine Kaiserin in der kirschrothen Robe ausnehmen, zu der kein anderes Oberkleid paßt, als ein ebenfalls kirschrother, bis an den Saum der Robe reichender Sammtpaletot mit fein gestickten Arabesken. Ließe sich Madame von ihrer Putzmacherin, die ja nebenan ihren Salon hat und die sie ja ohnedies aufsuchen muß, eine zu diesem Anzug passende Sammtcapote anfertigen, so würde die Wirkung eine vollständig unwiderstehliche sein. Die Clientin ist schon im Begriffe aufzubrechen, da nimmt der Meister eine gar wichtige Miene an, wie es sich gebührt, wenn man zu melden hat, daß etwas ganz Neues, etwas Funkelnagelneues erfunden wurde. Diese Novität ist eine Farbe, hellblond, etwa vom Colorit eines abgenützten Goldstückes; sie heißt „Cheveux de la Reine.“ Die Garnitur eines solchen Kleides aus Atlas ist ganz und gar chinesisch. Das Unterkleid mit seinen Verzierungen, goldgestickten Hieroglyphen, Drachen u. s. w. gleicht der Galakutte eines Mandarinen erster Classe. Vor einigen Jahren war Alles in den Japanismus vernarrt — heute kommt das Reich der Mitte an die Reihe.

Die Equipage rollt einige Rädercurven weiter; hier in demselben verhängnißvollen Hause hat zur ebenen Erde der Juwelier sein Lager aufgeschlagen, und es ist schwer fürwahr, an den verführerischen Schaukästen vorüberzueilen, ohne in den Laden hineinzuhuschen. Warum nicht? Geschieht es doch blos zum Anschauen, um zu erfahren, welches Kleinod das Neueste ist, und um ein Viertelstündchen zu verplaudern. Die Putzmacherin im zweiten Stocke oben kann ein wenig warten, sie hat ja des Zuspruches genug. Aus dem Moment ist eine volle halbe Stunde geworden und beim Fortgehen ist das Conto von Monsieur um eine viergliederige Zahl reicher geworden. Natürlich! Man muß ja auch etwas für seine Zeit thun, und die moderne Fassung der brillantbesetzten Halsbänder und Ohrgehänge weicht gar zu stark von dem Familiengeschmeide ab. Oben bei der Modistin findet Madame wieder Blumen, als Besatz für die neuen und zierlichen geschlossenen Sammt- oder Pelluchekopfbedeckungen, welche endlich die hochtrabenden Trabantenhüte zu ersetzen trachten. Die Hütchen haben den Vortheil, daß sie aus dem Trotzköpfchen kein Geheimniß machen. Was ihnen an Straußfedern abgeht, das ersetzen sie redlich durch kostspieligen Spitzenbesatz.

Es wäre Zeit, zum Diner nach Hause zu fahren, denn die Stationen bei dem Schneider, dem Juwelier und der Modistin nahmen Zeit in Anspruch. Aber da man schon einmal seine kleine Rundfahrt unternommen hat, so ist's eben rathsam, dieselbe zu Ende zu bringen. Es bleibt ja nur noch ein Künstler zu besuchen, der hier in nächster Nähe weilt; es ist der Wäschekünstler. Das Raffinement der Pariser Merveilleusen im Jahre des Heils 1883 hat sich auch auf die intimsten Bestandtheile ihrer Garderobe erstreckt; es wird da auch nach Regeln verfahren, welche die Hausmütter der guten alten Zeit, die unter ihren Augen im Hause die Wäschstücke verarbeiten ließen, in Erstaunen setzen würden.

Eine Sammlung Schneiderrechnungen, was wäre das für ein kostbarer Beitrag zur Culturgeschichte! schreibt H. Wittmann in einem Feuilletonartikel der N. F. Presse und fährt dann fort: Als die Toiletten anfingen Gedichte zu sein, kletterten natürlich auch die Preise höher und höher. Eine der putzsüchtigsten Frauen ihrer Zeit und aller Zeiten war die Kaiserin Josephine, Napoleon's I. Gemahlin; sie verbrauchte oft im Tag ein halbes Dutzend neuer Kleider und kaufte allen erdenklichen Flitter zusammen, der ihr nur vor die Augen kam. Als nach der Scheidung ihre Schulden geregelt wurden, waren 600,000 Francs Schneiderrechnungen zu berichtigen. Für eine Dame in solchen Verhältnissen und für eine so lange Laufbahn auf dem Gebiete der Eleganz wäre dies heutzutage eine Kleinigkeit. Wie viel Millionen um des Flitters willen jahraus jahrein in Fluß gerathen, davon macht sich unsereins nicht leicht einen Begriff. Die Patti gibt jährlich hunderttausend Gulden für ihre Kleider aus, die Sarah Bernhardt wol noch mehr, und auch in Wien könnte, wer in einer schönen Opernvorstellung von ungefähr neben einen ersten Damenschneider zu sitzen käme, von diesem haarsträubende Dinge über den Putz in den Logen vernehmen. Manche Dame braucht im Jahre zwanzig-, dreißig-, vierzigtausend Gulden für ihre Toiletten, manche gar sechzig- und achtzigtausend. Die Schulden der Kaiserin Josephine würden heute zehn Millionen betragen. . . . Naturgemäß geht die Bühne hierin mit dem bösen Beispiel voran, und Theaterfreunde, die es gut meinen, unterlassen daher nicht, gegen die zunehmende Prunksucht und den sträflichen Kleiderluxus der Schauspielerinnen hin und wieder zu eifern. Als ob die armen Geschöpfe allein daran schuld wären! Unsere ganze Zeit treibt auf eine Vermehrung und Verfeinerung des Comforts, des Luxus, des Prunkes hin. Fast jede neue Erfindung zwingt das Theater zu einer Erhöhung des Ausstattungsglanzes. Das Gaslicht will schönere Decorationen, als das Talglicht der guten alten Zeit, bei dessen menschenfreundlichem Scheine Alles, was glänzte, Gold war. Das elektrische Licht wird in dieser Hinsicht das Gaslicht übertrumpfen. Auch die Architekten haben viel von dem Kleiderluxus auf dem Gewissen, denn sie schmücken die Zuschauerräume der Theater immer prächtiger aus, und soll nicht ein Mißton entstehen, so muß auch die Pracht der Möbel, der Toiletten verhältnißmäßig sich steigern. . . . Unter Ludwig XIV. durfte keine Sängerin mit leeren Händen auf die Bühne heraus, Iphigenie hielt einen Fächer, Medea ein Spazierstöckchen, das einen Zauberstab vorstellte, Armida ein Taschentuch. Glaubt man, es gehörte nicht Muth dazu, um eines Abends, wie es die Sängerin Maupin that, die Medea der sacrosancten Tradition zum Trotze mit leerer Hand zu spielen? Und wenn wir ein kleines Jahrhundert umblättern, glaubt man, es gehörte nicht Heldenmuth dazu, um eines Abends, wie es Madame Favart in der Rolle des Landmädchens Bastienne that, statt in zarten Seidenschuhen in Holzpantoffeln auf die Bretter herauszupoltern? Dergleichen Beispiele ließen sich noch mehrere erzählen. Aber da kommen dann die modernen Pariser Theaterdichter, ersinnen Figuren, die man sich vom raffinirtesten Luxus umgossen denken muß, schreiben Rollen, für die man weniger Talent braucht, als Toilette, Rollen wie die Camelien-Dame, deren schauspielerische Schwierigkeiten der Dichter selbst nicht geahnt zu haben scheint, denn er rieth, dieselbe immer nur derjenigen Schauspielerin zu geben, welche den reichsten Anbeter habe — und man wundert sich, wenn solche Figuren und Rollen, die im Flitter leben und sterben, von ihren Darstellerinnen immer wahrheitstreuer gegeben, mit immer größerem Prunke und immer höheren Schneiderrechnungen ausgestattet werden? Das Gegentheil wäre erstaunlich, unbegreiflich.

Gedichte von Hans Hopfen. (Berlin, 1883. A. Hofmann u. Comp.) Dem großen Kreise deutscher Leser und Leserinnen, denen ein neues Buch von Hans Hopfen eine lebhaft ersehnte Freude ist, hätte zum Weihnachtsfest kaum eine willkommnere Gabe geboten werden können, als diejenige, mit der der gefeierte Romancier sie überrascht hat: seine „Gedichte.“ Nicht nur, weil der Autor, bisher zumeist als Erzähler und Essayist bekannt und beliebt, hier gleichsam in einer neuen interessanten Rolle auftritt; nicht nur weil „die unfreiwilligen Selbstbekenntnisse des Lyrikers“ einen tieferen Einblick in sein Seelenleben ermöglichen, als Romane und Novellen, und das geistige Porträt, das sich aus der Lectüre dieser heraus in der Phantasie des Lesers gebildet hat, durch die Gedichte wesentlich vervollständigt, corrigirt oder vertieft werden muß — auch ganz abgesehen von diesem persönlichen Interesse an dem Verfasser, gewähren diese Poesien, die überall den erquicklichen Eindruck des Gewordenen und Gewachsenen hervorrufen, nach Inhalt und Form einen hohen Reiz und ziehen den Leser widerstandslos in des Dichters Gefühls- und Gedanken-Sphäre hinein. Hopfen's Gedichte tragen überall, selbst in ihren gelegentlichen Mängeln, den Stempel echter Dichter-Qualität an sich. Die Empfindung ist überall so schlicht und rein menschlich, daß jeder Zweifel an ihrer Echtheit und Wahrheit aus-

geschlossen bleibt; der Kreis der Gedanken ist weit umfassend, vielfach neu; das stete Streben nach Vertiefung des Lebens adelt auch das kleinste Gedicht. Tiefe Naturempfindung verleiht oft seinen Schilderungen etwas zauberhaft Stimmungsvolles, unter dessen Banne der Leser lange verbleibt. Und wie handhabt der Dichter das Wort, die Form! Hier ist nichts äußerer Schmuck, blendendes Gewand; kein Mosaik literarischer Reminiscenzen beunruhigt Auge und Gefühl, alles ist nothwendige Hieroglyphe, alles organische Gestaltung, und die rhythmische Form erscheint so innig mit dem Inhalt verwachsen, so dessen tiefstes Wesen aussprechend, daß man fühlt — beide sind zugleich in der Seele des Dichters entsprossen, voneinander in der Beurtheilung nicht zu trennen!

Wir nehmen unseren Leserinnen die Freude des eigenen sich Ueberzeugens nicht durch eine Aufzählung des Inhaltes vorweg; eins nur wollen wir andeuten, daß der letzte Abschnitt „Gusti" einen in die volle Weihe geheiligten Schmerzes getauchten Cyklus von Liedern enthält, die das Andenken einer liebenswürdigsten und geliebtesten Frau der Nachwelt bewahren. — Und nun sei uns zum Schluß, als Probe des köstlichen Inhaltes, ein kleines Lied hier zu geben gestattet:

Traurige Weihnachten.

Am Markt erstand ich eine von den Föhren,
Die schmückt' ich, wie's der Mutter sonst gelang,
Mit Lichtern, Aepfeln, allerhand Behang,
Und baute drum, was jedem soll gehören.

Dann ließ ich laut wie sonst die Klingel hören,
Und fröhlich stürmten sie den Flur entlang,
Doch als die Lust am allerlautsten klang,
Schlich ich hinaus, die Freude nicht zu stören.

Die Arme hab' ich auf die Marmorbüste,
Die ihre schönen Züge trägt, geklammert,
Und leise weinend auf den Stein gejammert.

Da fühlt' ich, daß man meine Kleider küßte.
Sechs Aermchen hielten plötzlich mich umfangen.
Die Kinder waren's, die mir nachgegangen.

*** Eine literarische Unternehmung, zu der sich die Theilnahme des deutschen Lesepublicums in außerordentlicher Weise bekannt hat und — ohne Zweifel — ferner bekennen wird, ist die von der Deutschen Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger) in Stuttgart und Leipzig in's Werk gesetzte Pracht-Ausgabe von „Goethe's Werken," illustrirt von ersten deutschen Küustlern, herausgegeben von Heinrich Düntzer. Wir haben schon beim Erscheinen der durch ungewöhnliche Eleganz der Ausstattung und lobenswerthe Correctheit des Textes hervorragenden ersten Hefte dieser schönsten aller Goethe-Ausgaben auf das Verdienst derselben hingewiesen und wiederholen unsere Empfehlung heute, wo der erste Band des Werkes fertig vorliegt, mit gesteigerter Wärme. Die vortreffliche Ausgabe hat, man möchte sagen, mit jedem neuen Heft an Reiz und Gediegenheit zugenommen und dieser erste vorliegende Band muß auf Jeden, der Sinn und Gefühl für die Würde unserer Classiker besitzt, einen äußerst befriedigenden Eindruck hervorbringen.

Abgesehen von der mustergiltigen Text-Redaction, die sich bei einem Goetheforscher wie Heinrich Düntzer wol von selbst verstand, überrascht jedes Blatt, das man umschlägt, durch die reizvolle Mannigfaltigkeit tief aus dem Text-Inhalt geschöpfter, oft geradezu genialer Illustrationen und in zahlreichen Fällen ist erst durch diese ein Verständniß eröffnet, das sich, gegenüber dem bloßen Text, manchem Leser offenbar versagt haben würde. Wir zweifeln nicht, daß durch diese herrliche Ausgabe den Goethe'schen Dichtungen — die in unserer Zeit viel mehr gepriesen als gelesen werden — eine ganz neue Generation von Lesern herangebildet und eine Fülle edelster Geistesgenüsse, fruchtender Anregungen über die Familien unseres deutschen Vaterlandes verbreitet werden wird. Und das wäre doch wahrlich kein kleiner Erfolg! Das vollendete Werk wird ungefähr 85 Lieferungen, jede mit etwa 30 Illustrationen auf 4 Bogen Text zum Preise von 50 Pfennigen, umfassen.

*** Die seltsamen Vorgänge in der Zaren-Stadt richteten in letzter Zeit mehr als gewöhnlich die Blicke Europas nach dem Norden. Aber so viel auch über Petersburg geschrieben worden ist, Vielen wird die klare Anschauung davon fehlen und wir verweisen deshalb auf die originelle Schilderung Meyer von Waldeck's, die dieser im December-Heft der illustrirten Zeitschrift „Vom Fels zum Meer," herausgegeben von W. Spemann, redigirt von Prof. Jos. Kürschner, veröffentlicht. Fast 20 Illustrationen geben dem Leser Gelegenheit, zugleich von den bemerkenswerthesten Baulichkeiten der Stadt Kenntniß zu nehmen. Auch sonst ist dieses Heft und das vorhergehende der bewährten Zeitschrift, die mit dem Beginne des neuen Jahres ihre Auflage wieder ganz bedeutend gesteigert hat, ungemein reichhaltig; so heben wir namentlich hervor die vorzüglichen heilwissenschaftlichen Skizzen des berühmten Pathologen Prof. Dr. Edwin Klebs, die anziehende Biographie August von Goethe's durch Prof. K. J. Schröer (illustr.), den Essay von Johannes Scherr „der grause Zar," Theophil Zolling's liebenswürdige Schilderung eines Sommers in Paris, die amüsante Spazierfahrt längs der Riviera, von der uns Hesse-Wartegg erzählt. — Die Novelle kommt bei der Fülle des Inhalts nicht zu kurz und außer dem Junghans'schen Romane, „Die Gäste der Madame Santines," enthalten die Hefte novellistische Beiträge von J. von Schwartzkoppen, Max Ring und Karl May. Der musikalische Theil enthält Beiträge von Moscheles, Thalberg, Prinz Alex. Georg von Hessen 2c. Die Illustrationen, deren die Hefte mehr als 150 enthalten, zeigen unter anderen Bildern solche von Otto Seitz, G. Hackl, V. Thirlon, F. Bergen 2c. Angesichts solch reichen Inhalts ist der stets wachsende Erfolg der Zeitschrift nicht nur verständlich, sondern auch berechtigt und erfreulich und wir wollen nur hoffen, daß die Herausgeber in ihrer, allen Anforderungen eines geläuterten Geschmacks entgegenkommenden Thätigkeit nicht erlahmen.

*** Die künstlerisch trefflich ausgeführten Bildnisse des Kronprinzen und der Kronprinzessin des deutschen Reiches in unserer heutigen Nummer sind dem Prachtwerke „Die Hohenzollern" entnommen. Wir benutzen gern diese Gelegenheit, um unserem Leserkreis das Hohenzollernwerk nachdrücklichst als vornehmstes Weihgeschenk für jedes nationalgesinnte Haus zu empfehlen. Von Stillfried-Kugler redigirt, von Bleibtreu, Camphausen, Menzel, Thumann, A. von Werner u. A. illustrirt, mit zahlreichen Facsimiles bisher unediter interessanter Documente aus den königlichen Staatsarchiven geschmückt, so liegt dieses, bei Bruckmann in München erschienene, vaterländische Ehrenbuch par excellence in einem prächtigen festlichen Einbande jetzt vollendet zum Preise von 70 M. vor, ist auch in 2 Bänden à 45 resp. 35 M. zu beziehen.

*** „Die Schweiz" von Gsell-Fels, ein bei Cäsar Schmidt in Zürich eben erschienenes Prachtwerk mit 400 Seiten Text, 50 Vollbildern und 300 Text-Illustrationen (zweite Auflage, Volksausgabe) darf mit vollem Recht als die beste Arbeit auf diesem eigenartigen Literaturgebiet empfohlen werden. Der gemüth- und geistvolle Verfasser — berühmt wegen seiner Reisehandbücher über Italien und Frankreich — hat die Wunder seines Vaterlandes in einer Weise geschildert, welche ebenso anregt und unterhält, als belehrt. Er begnügte sich dabei nicht, eine gewöhnliche Reisebeschreibung zu liefern, sondern streute in höchst sinniger Weise Schilderungen über die gewerblichen, wissenschaftlichen und künstlerischen Verhältnisse, über klimatische und hygienische Eigenthümlichkeiten, originelle Sitten, Sagen 2c. ein, ohne den harmonischen Fluß des ganzen Werkes irgend zu unterbrechen. Ebenso gediegen als der Inhalt ist die Ausstattung des auffallend billigen Werkes (20 M.); die artistischen Beigaben sind von ersten Künstlern gefertigt.

*** „Die sprechenden Papageien." Ein Hand- und Lehrbuch von Dr. Karl Ruß. (Verlag von Louis Gerschel, Berlin.) Kein anderes Thier dürfte dem Menschen so nahe stehen, wie das sprechende, also der sprachbegabte Vogel und vornehmlich der abgerichtete Papagei. Die Liebhaberei für den letzteren ist daher mit Recht eine weit verbreitete und man erstaunt wol, wenn man einerseits die Anzahl der Papageien-Arten überblickt, in deren Reihen Sprecher zu finden sind, wenn man andererseits die mannigfaltigen Abstufungen ihrer Begabung ermißt. Das vorliegende Werk enthält die Beschreibungen von 152 Arten, darunter 97 Arten in ausführlicher und 55 Arten in kürzerer Darstellung. Bei jeder sind die Eigenthümlichkeiten genau angegeben. Nächst der Beschreibung und Kennzeichnung des Gefiebers bietet das Buch einen Abriß der Geschichte, die Schilderung des Freilebens, sowie des Gefangenlebens, Angaben über den Grad der Sprachfähigkeit und geistigen Begabung überhaupt, Vorschriften zur Verpflegung, Mittheilungen über die Einführung und die Preise für die rohen, wie für die abgerichteten Papageien. In besonderen vorausgeschickten Kapiteln sind gründliche Anleitungen zum Einkauf, zur Eingewöhnung, Herstellung der zweckmäßigsten Käfige oder Ständer, Fütterung, Zähmung, Abrichtung und Behandlung in Krankheiten u. s. w. zu finden.

Die Mode.

Wohin ich geh und schaue, — Verehrteste, ich muß wirklich mit der poetisch wie musikalisch bekannten Phrase beginnen — wohin ich geh und schaue — allerorten ein sinnberückendes Quodlibet an Stoffen, Blumen, Vögeln, Atlas, Seide, Gold und Silber: die Signatur der Faschingszeit.* Ja, wir stehen mitten darin und die Mode hat den Glanz und Luxus von Versailles und Klein-Trianon von Neuem heraufbeschworen. Aus Farben, Stoffen und Arrangements, die den verwöhntesten Geschmack, die weitgehendsten Anforderungen befriedigen, baut sich die Brücke auf, die zu jener Zeit zurückführt, zurück zu den blendenden, üppigen Gestalten, die noch heute als Typen glänzender Toiletten gelten. Kaum noch überbieten lassen sich diese Seidenbrocatstoffe, schweren rauschenden Damaste, Lyoner Sammet- und Faillegewebe, die in einer Preisscala von 15 M. an aufwärts steigen bis zu 50 M. Bagatelle! Eine Robe, ein Sortie solchen Stoffes erscheint als das non plus ultra an Kostbarkeit einer Damengarderobe. Aber mit vorsichtiger Bedachtsamkeit hat Frau Mode auch für eine billigere Herstellung und zwar durch Vereinigung verschiedener Stoffe zu einem höchst wirksamen Ensemble Sorge getragen. Ja, zwei verschiedene Stoffe zum mindesten, aber auch vielfach drei verschiedene Stoffe, z. B. Atlas und großgemusterte damas broché oder satin merveilleux und Brocatelle, oder aber Sammet, reps ottoman uni und broché 2c. bilden die Bestandtheile einer Toilette für große Abendgesellschaften oder für festliche Gelegenheiten. Daß diese Toiletten mit ziemlich langer Schleppe versehen werden, wäre kaum nöthig zu erwähnen, beginge man nicht so häufig den Fehler, die Toilette für Abendgesellschaft mit der Dinertoilette auf gleiche Stufe zu stellen. Ist es jener erlaubt, die größte Eleganz und den größtmöglichen chic herauszukehren, so macht man an diese den Anspruch, gediegen, würdig und elegant, ohne auffallend zu sein. Hohe geschlossene Taille, wenig Blumenschmuck, Schleppe von mittlerer oder knapper Länge sind für eine solche Gelegenheit maßgebend. Die decolletirten Taillen sind nur für glänzende Soiréen, Hoffeste und solche Feste, bei denen es sich um Tanz handelt, an ihrer richtigen Stelle; selbst die Taille mit viereckigem Ausschnitt ist momentan in Ungnade gefallen, höchstens darf an ihr vorn und hinten ein knapper, runder Ausschnitt markirt sein, der wieder durch Spitzen, Rüschen oder ein Collier aus Band, Chenillegeflecht oder feinen Blüthen vervollständigt wird. Und im vollsten Gegensatz zu dieser etwas rigorosen Vorschrift, welche für die Dame des Hauses sogar noch engere Grenzen zieht, herrscht für die Abendtoiletten die größte Freiheit in Bezug auf Farbe, Lichteffecte, Stoffe und Garnitur. Ein buntes, modisches Faschingsbild würde sich dem Blick erschließen, wollte man all' die vielfältigen Gestaltungen des dominirenden Genre präcisiren, das in seinen Grundzügen doch immer den engen, ziemlich glatt anliegenden, am unteren Rande garnirten Rock mit Tablier und Seitenbahnen von abstechendem Stoff, Schleppe und Paniertaille oder Taille und kurzer Tunika mit hinten hochgebauschtem Puff präsentirt. In Bezug auf die Schleppe, gewöhnlich aus dem Stoff der Taille und zumeist uni gefertigt, bleibt zu bemerken, daß sie theils in gerundeter, theils in gerader eckiger Form getragen und am oberen Rande nach beiden Seiten hin in tiefe Falten gelegt wird, so daß sich in der Mitte eine breite doppelte Tollfalte bildet. Die Hofschleppen (manteau de cour) werden ganz selbständig arrangirt und dem Kleiderrock aufgehakt. Gewöhnlich bleiben die Schleppen von schwerem Stoff ungarnirt, oder aber sie werden, wie in dieser Saison sehr beliebt, mit schmaler Marabout-Bordüre, mit Straußfedern oder mit einer Bordüre von Perlenstickerei umgeben. Schleppen von leichterem Stoff, wie Satin, Crêpe de Chine, crêpé, faille, auch selbst die noch weniger consistenten Schleppen kommen zu trefflicher Wirkung mit farbigem Plüsch oder Sammet (selbstverständlich nur bis zu einer gewissen Höhe) als Futter. Das verleiht den Schleppen einen besonders schönen Fall, da einmal das Futter mehr Consistenz herbeiführt und dann auch durch das Anschmiegen des Sammets oder Plüschs an die Teppiche eine dauernd glatte und gefällige Lage des Stoffes vermittelt. Daß jede Schleppe in erforderlicher Weise durch eine Tournüre, durch Schleppunterröcke oder durch Musselinfrisuren (torchons und balayeuses) gestützt werden muß, versteht sich von selbst, denn nur durch richtigen Aufbau und sachgemäße Anordnung kann eine Toilette zu gebührender Wirkung gelangen, sie sei aus schwerem oder leichtem Stoff.

Während nun die Mode zu Gunsten der jüngeren Damenwelt immer noch mit den Nüancen crême, blaßblau und mattrosa (rose Bengale) liebäugelt, hat sie in erforderlicher Rücksicht auch für andere Altersstufen und ernsteren Sinn die Farbenserie bedeutend erweitert. Vor allem hat sie sich wieder zum Grau bekehrt, da selbst das eleganteste Schwarz den düstern Schatten nicht abzustreifen vermochte und im blendendsten Licht leblos erschien. Wärmer, zugänglicher der Beleuchtung sind die an mattlila erinnernden grauen Nüancen, die, wie auch Ziegelroth, Terracotta, Stachelbeerroth, fraise écrasée, sämmtlich in den Farbentönen von einander abweichend, in großgemusterter Brocatelle (Sammetfiguren auf satinirtem Grunde) in reps ottoman broché und als großblumige Damaste in zwei Nüancen einer Farbe oder das Dessin in abstechender Farbe, im Handel sind.

Daß zu all den bekannten wie zu den neuen Nüancen der Stoffe auch die zur Toilette gehörigen übrigen Besatz-, Garnitur- und Ausputzartikel in passender Farbe vorhanden sind, muß erwähnt werden. Federn und Blumen, Passementerie, Pompons und Perlen excelliren bereits in den genannten Farbentönen, nur die Vögel, für welche die Mode eine offene Vorliebe bekundet und die sie trotz aller Angriffe sich nicht rauben lassen will, verhalten sich dabei passiv, oder besser, man läßt sie ungetüncht. „Die Blumen der Lüfte," wie sie ein orientalischer Poet nennt, sollen in natürlichem Farbenschmuck die Zierde unserer Toilette sein, und so dienen farbenglänzende Sittige, bunte kleine Papageien, metallisch schimmernde Merlen zur Rock- und Taillengarnitur (Abb. 1), während Kolibris, effectvoll aus einem Tuff mattfarbener Maraboutfedern und Phantasieblumen aus Seide und

1. 2.

Silbergespinnst herausleuchtend, eine graziöse Coiffüre à la Marie Antoinette und gleichen Taillenschmuck geben (Abb. 2). Freilich nur reiferen Damen und Frauen gestattet die Mode, außer der unendlich reichen künstlichen Flora, Federn und Vögel. Jungen Mädchen bleibt die ganze Fülle der Blumen zur Auswahl, die augenblicklich vielfach als Plastron und Guirlande für die Taille und den Ausschnitt derselben, als Collier oder für das Haar als Tuff, mit Hinzunahme eines Atlasbandes von der Farbe der Blumen arrangirt werden. Daß an den Blumentuffs wie an Guirlanden und Zweigen eine erstaunliche Menge von weichen, lockeren Gummistielen eine bedeutende Rolle spielen, will ich nicht übergehen, wie auch, daß schmales Atlas- und Sammetband wieder berufen ist, in der Toilette zu fungiren. Eben so hübsch und graziös wie die eben erwähnten kleinen Blumentuffs wirken solche von Seidenpompons; von der Mode mit dem Prädicat comme il faut ausgestattet, dienen sie ebenso zur Rock- wie zur Haargarnitur und haben den Vorzug, nicht so theuer und weniger fragile als die feinen Pariser Blumen zu sein. Unter den neuesten Erzeugnissen dieses letzteren Genre sind Scabieuses, feine seidene Malvenblüthen (Stockrosen) Chrysantemes in all den undefinirbaren Nüancen der Natur, ferner Goldregenblüthen, Mohn 2c. 2c. in wunderbarer Vollendung zu erwähnen.

3.

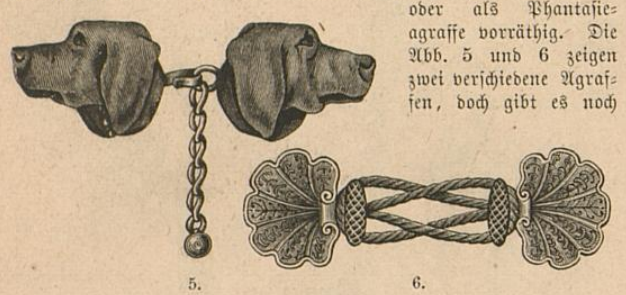
Ein unentbehrliches Requisit der vornehmen Toilette, der Sortie und der Abendmantel, bedürfen hier noch der Besprechung. Für ersteren, das Cabinetsstück an Eleganz, wählt die Mode die kostbarsten Stoffe: velours frappé in crême, blau, rosa, weißen Seidendamast, Sammetgrenadine, Chenillestoff, dazu farbiges Seidenfutter und als Garnitur Stickereibordüren aus bunten Perlen, aus Gold- oder Silberstickerei und Vermicellefranze aus Atlasbiese oder Chenille. Die Form der Sorties ist meist anliegend, hinten kurz, um das bauschige Arrangement der Robe nicht zu beein-

* Wir machen auf die im Verlage des Bazar erschienenen: „Masken-Costüme," eine reichhaltige Sammlung von theils in Schwarzdruck, theils farbig hergestellten Costumentwürfen, aufmerksam. Das Album (Folio-Format) ist durch jede Buchhandlung zu 3 Mark, auch von der Expedition des Bazar direct gegen Einsendung von 3 M. 50 Pf. (incl. Porto) zu beziehen.

trächtigen, vorn länger, in Mantillenecharpes endigend. Von einer großen Auswahl, die das Magazin von Sobersky führt, sind zwei derartige Sorties hier abgebildet. Abb. 3 aus gelbem Velours frappé mit bunter Perlenbordüre, Schleifenschmuck von gelbem Band und gelben Vermicellefranzen, Abb. 4 aus weißem schweren Seidendamast, dessen großfiguriges Muster, Aehren und Blätter darstellend, mit Goldfäden, Stahlgespinnst und Perlen nachgestickt ist, während Franzen aus weißer Chenille, mit Kugeln aus Stahl und Goldgespinnst untermischt, den Außenrand des Sortie schmücken. Hierzu im Gegensatz sind die Abendmäntel, große, weite und lange Burnus, höchst einfach. Von Kaschmir, Tricoté, Tuch, Foulé hergestellt, sind sie meist nur mit Plüsch, mit wattirtem Seidenfutter oder auch mit Pelzfutter versehen. Viele excelliren in einer Eleganz, die allerdings dem Preise nicht zu entsprechen scheint und welche in einer echten indischen Kaschmirbordüre besteht, die dem Mantel mit Gold- oder Seidenfaden aufgenäht ist. Diese echten Bordüren werden aus den kostbaren indischen fehlerhaften Shawls herausgeschnitten und auf die angegebene Weise verwerthet. Ihre unechten Schwestern machen, nebenbei gesagt, denselben Effect.

4.

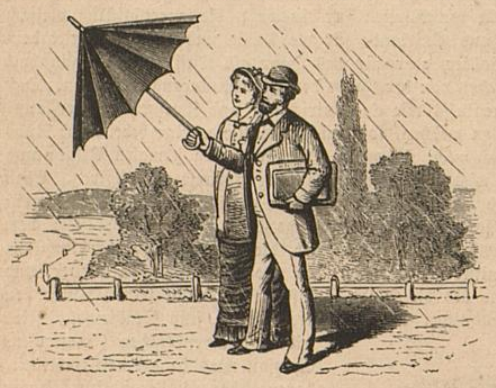
Ein Schmuck, der seiner praktischen Eigenschaften wegen allgemein zu werden verdient, sind Agraffen, die zum Schließen der Abendmäntel, größerer Mantelets, Regenmäntel, Dolmans 2c. dienen. Sie sind aus Metall in verschiedenen Farben, dann auch aus geschnitztem Holz, Eulenköpfe, Hundeköpfe und Muscheln darstellend, oder als Phantasieagraffe vorräthig. Die Abb. 5 und 6 zeigen zwei verschiedene Agraffen, doch gibt es noch viele andere Dessins in diesem Genre, die in den Bijouterie- und Passementeriegeschäften von C. Sauerwald, Leipzigerstraße 20, und L. Hahn, Jägerstraße 41, vorräthig sind.



5. 6.

Wirthschaftsplaudereien.

Selbstöffner-Regenschirm, so bezeichnet die Firma Knauth & Co. in Leipzig eine praktische Verbesserung in der Herstellung dieses unentbehrlichen Requisits, welche sich als ein wahrer Fortschritt kennzeichnet. Das Wesentliche des in nebenstehender Figur dargestellten Mechanismus beruht auf der am oberen Ende des Stockes angebrachten Spiralfeder, durch deren Spannung der Schirm im geöffneten Zustande gehalten wird. Durch Anwendung von dreifachen Schienen ist der Schirm so vollständig fest und widerstandsfähig selbst gegen den heftigsten Wind geworden, daß dem so lästigen und den Schirm regelmäßig zerbrechenden Umstülpen vorgebeugt ist. Beim Schließen des Schirmes wird die Zusammendrückung der Spirale bewirkt und diese durch eine einfache Stockfeder oberhalb des Griffes fest gehalten, so daß eine leichte Berührung des über dieser Stockfeder angebrachten kleinen Knopfes genügt, um die zusammengedrückte Spiralfeder sich wieder ausdehnen und so den Schirm öffnen zu lassen. Das Oeffnen geschieht also nur mit einer Hand, eine besondere Annehmlichkeit für den Träger, gegenüber dem alten System. Dabei übersteigt der Preis den Durchschnitt der Anschaffungskosten eines guten gewöhnlichen Schirmes nur unerheblich.



Beschreibung des colorirten Stahlstich-Modenbildes vom 1. Februar 1883.

Fig. 1. Balltoilette aus Tarlatan und Atlas. Der Rock aus satin ist mit 10 Cent. breiten, à plissé gefalteten Volants, mit 6 Cent. breiten, in doppelte Tollfalten geordneten Rüschen von Tarlatan ausgestattet und nach Abb. mit 4 Cent. breitem Atlasband verziert. Die mit gleichen Rüschen begrenzten und in Falten gelegten vorderen Tunikatheile sind mit Zweigen von Apfelblüthen garnirt. Ein in reiche Falten arrangirter hinterer Tunikatheil ist am unteren Rande durch eine volle, mit Atlasband umrandete Tarlatanschleife zusammengefaßt. Die Schnebbentaille aus blauem Atlas wird mit einer Berthe aus Tarlatan verbunden und mit Schleifen und Blumen geschmückt; kleiner Kranz aus Apfelblüthen im Haar.

Fig. 2. Gesellschaftstoilette aus velours damassé und Atlas. Die glatten, aus velours damassé hergestellten Vorder- und Seitenbahnen des Rockes sind am unteren Rande 25 Cent. hoch mit Atlas garnirt; letzterer ist, wie ersichtlich, in einen faltigen Volant mit Kopf geordnet, welchem zwei Reihen 10 Cent. breiter Chenillefranze aufliegen. Der sich nach unten in zwei Flügel theilende, oberhalb puffig geordnete hintere Garniturtheil fällt auf eine mit Volants von Atlas garnirte Schleppe; Paniers aus gleichem Atlas vervollständigen den Rock. Die Schnebbentaille mit kurzem Fracksch oß erhält einen hohen Kragen und reiche Spitzengarnitur, welche vorn mit einer Schleife zusammengefaßt wird. Im Haar helle und dunkle Rosen.

Schach.

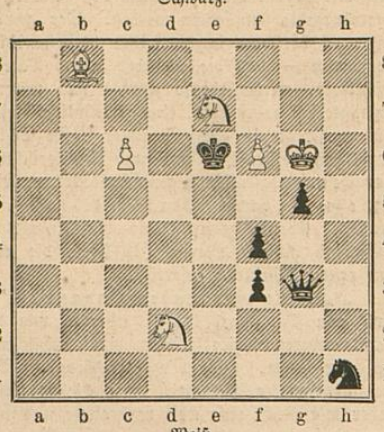
Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 95 Seite 16.

Weiß.
1. L h 8 — a 1.
Schwarz.
1. Beliebig.
Weiß.
2. D. oder S. matt.

Schach- und Spiel-Correspondenz.

Richtige Lösungen erhalten von Herrn Carl Winter in Graz (Nr. 92); Fräulein Fernanda Fruwirth in München, T. Flos in Prenzlau, J. Paulsen in Tellingstedt, C. E. K. in Flensburg, R. Diehl in Regensburg, D. Kelting in Itzehoe (Nr. 93); Hugo Lammert in Reichenberg (Nr. 93 und 94); Fräul. Sophie in Triest (Nr. 92—94); Alois Scallettari in Berlin, Schachclubb in Wolfenbüttel (Nr. 94); Fräulein Celestine Rosenberg in Krakau (Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 3); Frl. Margarethe L. in Chemnitz, Julie Frankl in Preßburg, Herrn Martin Pincus und Tregiew in Berlin (Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 4 und 5); Gust. Fischer in Berlin und Leopold Pehr in Kremsmünster (Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 4); Joseph Matouschek in Neuhaus (Nr. 94 und Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 4 und 5). — C. Fries in Altenkirchen. Sie übersehen, daß auf dem Kreuze von oben nach unten gezählt 2c. 11 Kerzen brennen sollen. — Fr. Duldner in Czuktortoe. Die lange Form des R. sagt uns nicht zu.

Aufgabe Nr. 97.
Von Miß Mary Rudge.
Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 8.

Die Zahl der nachstehenden Wörter ist so groß wie die der Buchstaben eines bekannten deutschen Sprichwortes.

Man soll in derselben Reihenfolge für jedes einzelne ein im Gegensatz zu ihm stehendes Wort finden. Diese Gegensatzwörter sollen jedoch so gewählt werden, daß ihre Anfangsbuchstaben, von vorn an hintereinander gelesen, jenes Sprichwort bilden.

1. alt. 2. Glück. 3. Tag. 4. schweigsam. 5. höflich. 6. Scherz. 7. viel. 8. unten. 9. niedrig. 10. Ja. 11. feig. 12. über. 13. Vortheil. 14. mager. 15. Morgen. 16. schwer. 17. verbinden. 18. klein. 19. gemein. 20. Leben. 21. weich. 22. Nichts. 23. geben.

Opernstellen.

Die unregelmäßig vertheilten Silben der nachstehenden beiden Buchstaben-Quadrate geben — richtig zusammengestellt — je eine Stelle aus einer bekannten Oper.

1.

wach	Doch	als	ich	la
muß	ti	Schild	ren	hier
di	Sie	Wenn	ren	drinn'
sich	Herr	Sie	chen	Sie
mein	frie	nen	ver	kön

2.

zehn	chen	der	lachst	Ver
fro	Un	un	lung	Scher
ba	O	zweif	ich	Ach
Schmer	in	de	in	dank
lei	daß	ter	zen	re

Zweisilbige Charade.

Aus dem alten Testament
Jeder meinen Namen kennt.
Wer von meinem ganzen Wort
Läßt das letzte Zeichen fort,
Räth im Nu mich sicherlich;
Denn, fürwahr, jetzt hat er mich.

Auflösungen der Dechiffrir-Aufgaben Seite 32.

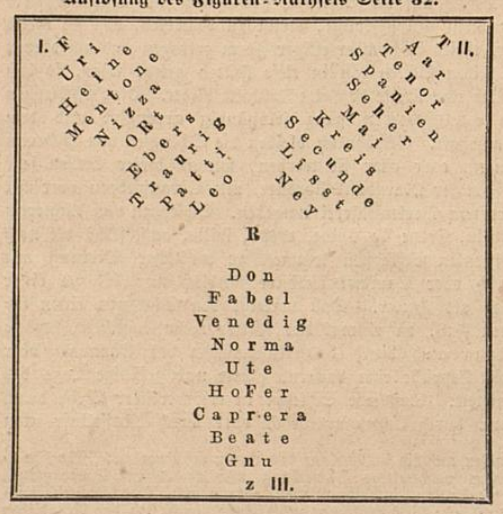
Schlüssel dazu.

	k	l	b	s	r
e	a	b	c	d	e
i	f	g	h	i	k
o	l	m	n	o	p
a	q	r	s	t	u
u	v	w	x	y	z

1.
Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt;
Vertrau auf Gott und rette den Bedrängten.

2.
An's Vaterland, an's theure, schließ Dich an,
Das halte fest mit Deinem ganzen Herzen.

Auflösung des Figuren-Räthsels Seite 32.



Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 8 S. 32.

Man läßt sich vorher einen beliebigen Stein herausgeben, auf dem keine Doppelzahl steht und bittet, die übrigen in angegebener Art zu ordnen. Alsdann braucht man nur einen Blick auf den zurückbehaltenen Stein zu werfen. Die beiden daraufbefindlichen Zahlen bilden Anfang und Schluß jener Aneinanderreihung.

Correspondenz.

Toilette, Mode, Handarbeit. Frau **J. B.** in **G.** Kleider für Confirmandinnen und Communicantinnen finden Sie in der am 26. Februar d. J. erscheinenden Nummer. — **E. B. Steyr, Oberöst.** Unter „Baby" versteht man ein kleines Kind bis zu einem Jahr. — **N.** in **N.** Das Kleid Abb. Nr. 49 auf Seite 23 d. Jahrg. ist aus dem Geschäft von J. Troplowitz, Berlin, Leipzigerstr. 125, zu beziehen. — **Eine langjährige Abonnentin** in **Belgard.** Das auf Seite 256, 271 und 287 von 1882 über Betten, Bett- und Leibwäsche 2c. Gesagte dürfte auch auf Ihren Fall Anwendung finden. Die betreffenden Nummern sind durch eine Buchhandlung oder direct von uns zu beziehen.

Kosmetik und Gesundheitspflege. **G. W.** Hoebe's Gesundheitslehre für das Volk (Verlag von Faesy & Frick in Wien) darf den Anspruch machen, ein Volks- und Familienbuch zu heißen und kann unbedenklich in die Hand der Frauen gelegt und diesen besonders empfohlen werden.

Haushalt und Küche. **F.** in **B.** Die neuen Majolika-Füll-Regulirösen können in jeder zur Zimmertapete passenden Farbe in eleganter Ausführung geliefert werden. Diese Oefen eignen sich für bessere Wohnzimmer, Salons, Speisesäle u. s. w.; sie erwärmen gleich den eisernen Oefen das Zimmer in kürzester Zeit, während die Abkühlung, ähnlich wie bei den Kachelöfen, nur allmälig erfolgt. Wir werden Gelegenheit nehmen, auf diese Oefen, die im Cohn'schen Magazin, Berlin, Leipzigerstraße 88, in drei Größen vorräthig sind, zurückzukommen. — Im genannten Magazin sind auch die erfragten neuen Fuß- und Bettwärmer vorräthig, welche nicht gefüllt, sondern nur in heißes Wasser eingetaucht zu werden brauchen, um alsdann sechs bis acht Stunden hindurch Wärme abzugeben. — **H. S.** „Ordnung hilft haushalten" und eine willkommene Hilfe zur Erlangung der Ordnung werden Ihnen die „Tagebücher für das Haus," welche von Frau Johanna Schwaarcke herausgegeben werden (Verlag von König u. Ebhardt in Hannover) bieten. Es sind nicht die landläufigen Ausgabebücher, sondern sie enthalten nebenher gemeinnützige Notizen, praktische Winke, sowie ein Verzeichniß des Haushalt-Inventars. Es werden zwei Ausgaben dieser Tagebücher verkauft, die eine in Agendenform mit zwei Daten auf der Seite, doch ohne Bezeichnung der Tage, also für jedes Jahr passend, die andere mit durchlaufenden Tabellen. Die Preise dieser Tagebücher betragen, je nach der Ausstattung, 3, 4 und 6,50 Mark. — **Abonnentin** in **Gr.** Zur Antwort auf Ihre Anfrage auf Seite 368 des Bazar 1882 erhalten wir nachstehende Beschreibung eines Verfahrens, Sauerkraut für den Export einzumachen: Zum Export muß das Sauerkraut mit derselben Sorgfalt eingemacht werden, wie in jedem guten Haushalte, denn nur das Beste ist für den Export gut genug. Beim Einmachen von Sauerkraut ist die Behandlung der Fässer, sowie die Auswahl der besten Krautsorten die Hauptsache. In großen Fässern entwickelt sich der Säurungsproceß besser und regelmäßiger als in kleinen Fässern. Benützt man neue Fässer, so müssen sie gut ausgewässert werden, damit der Holzgeschmack gänzlich vergeht, dann werden sie tüchtig mit Essig eingerieben und mit Sauerteig ausgeschmiert. Fässer, worin sich Weißwein befand, eignen sich am besten zum Einlegen des Krautes. Will man Fässer benützen, in denen schon Kraut war, müssen sie erst sorgfältig gereinigt werden; dann einigemale mit siedendem Wasser ausgebrüht, noch besser, mit Tüncherweiß bestrichen, einige Zeit hingestellt, werden die Fässer vor dem Gebrauch, nachdem man die Kalkkruste mit siedendem Wasser entfernte, einigemal mit solchem Wasser ausgebrüht. Von Krautköpfen wähle man die festen, feinrippigen und feinblätterigen und müssen sie sobald als möglich nach der Ernte gehobelt und eingemacht werden, da die Köpfe durch längeres Liegen an Zartheit und Saft verlieren, das Sauerkraut zähe wird und länger kochen muß. Das Kraut wird möglichst fein und lang gehobelt, dann wird es in einzelnen Partien lose und vorsichtig mit Salz gemischt und zwar so lange, bis es feucht ist, nie darf man zu viel Salz nehmen, da das Kraut sonst hart und zäh wird, für 60 Köpfe reichen 500 Gramm Salz aus, dann wird es mit der flachen Hand so fest als möglich in das Faß gedrückt und ist es gut, den Boden des Fasses erst mit Salz zu bestreuen. Durch Einstampfen mit einem Stößel wird das Kraut stets unansehnlich. Legt man schichtenweise zerschnittene saure Aepfel oder Trauben zwischen das Kraut, so erhält es einen besonders feinen Geschmack. Auch ein Zusatz von Wachholderbeeren und Kümmel oder Dill wird von vielen sehr geliebt. Sobald das Faß gefüllt ist, setzt man den Boden ein und gießt langsam durch das Spundloch und zwar für ein großes Faß 1 Liter Spiritus, schließt das Spundloch fest, läßt das Faß 4 bis 6 Tage stehen, kehrt es jeden Tag zweimal um und wenn man sieht, daß dann die Fässer dicht sind, so kann man sie zu Schiff geben. J. S. W.

Verschiedenes. **H. R., Königsberg.** Der „Studienkopf" ist in photographischer Nachbildung nicht erschienen. Ueber das Original ist uns nichts bekannt. — **Ch. L., Döbeln.** Gertrud H., kein Pseudonym. Geibler's Kochbuch, Weber'sche Buchhandlung in Stargardt. — **J. E.** in **N., mehrjährige Abonnentin des Bazar.** Strickmaschinen erhalten Sie bei G. Grauert, Berlin, Leipzigerstraße 66. — **Postst. Trebnitz.** — **N. O.** Den Anzug einer Kartenlegerin oder Wahrsagerin oder Zigeunerin finden Sie in der Sammlung „Masken-Costüme," welche in unserem Verlage erschienen und direct von uns gegen Einsendung von M. 3.50 zu beziehen ist. — **Langj. Abonnentin** in **Ungarn.** Wiederholen Sie die Angabe der betr. Nummer unter Mittheilung Ihrer Postadresse, damit wir Ihnen dieselbe unter Kreuzband senden können.

Der Redaction ging ein anonymer Brief zu, in welchem — angeblich von einer katholischen Leserin — über die im Bazar veröffentlichte Novelle von E. von Wolzogen: „'s Maikatel und der Sepack" vom religiösen Standpunkt aus Klage geführt und der Redaction Verletzung katholischer Empfindung vorgeworfen wird. Wir könnten „anonyme" Anklagen mit gutem Recht unberücksichtigt lassen, in dem Bewußtsein, gewissenhaft nach dem Beifall aller wolgesinnten Leserinnen gestrebt zu haben. Aber wir wollen einer so ernsten Anschuldigung gegenüber von unserer Gepflogenheit abgehen und ein für allemal erwiedern, daß die Poesie, wie wir sie auffassen und wiedergeben, allein nach dem Guten, Wahren und Schönen trachtet und ihnen auf allen Pfaden des Lebens nachgeht. Daß dabei der Spiegel, in welchem sie die Bilder des Lebens auffängt, auch Mängel, Schuld und Fehle wiedergeben muß, wird kein denkender Leser der Poesie zur Last legen, die ja eben nach Sühne und Lösung von Schuld sucht und das Zeitliche im Rahmen der Ewigkeit darstellt. Uns ist es um die wahrhafte Sittlichkeit, nicht um den äußeren Schein zu thun, und wer uns darin geflissentlich verkennen will, dem rufen wir als letztes Wort den alten bedeutsamen Spruch zu: Dem Reinen ist Alles rein! D. R.

Für die Faschingszeit.

Soeben erschienen:

Masken-Costüme.

70 Costüm-Entwürfe für Damen- und Kinder-Masken in Schwarzdruck und farbiger Darstellung, **nebst Erläuterungen** zur Selbstanfertigung.

Preis 3 Mark.

Diese reichhaltige Sammlung wolfeil herzustellender **Masken-Costüme** bietet nicht allein für den Carneval, auch für theatralische Aufführungen, Polterabende und andere Familienfeste der Damenwelt eine Fülle anmuthiger Modelle.

Bestellungen auf die **„Masken-Costüme"** (des „Bazar") führt jede Buchhandlung aus. Gegen Einsendung von 3 ℳ 50 ₰ = 2 Fl. ö. W. = 4 Fcs. 50 Ctm. (in Briefmarken oder per Postanweisung) expediren wir direct.

Administration des „Bazar," Berlin.

Das mit jeder Moden-Nummer erscheinende Beiblatt enthält Miscellen und einen Annoncentheil, dessen Regie Herrn Rudolf Mosse in Berlin, 48 Jerusalemerstraße, übertragen ist.

Verlag der Bazar-Actien-Gesellschaft in Berlin SW., Enke-Platz 4. — Redacteur: Ludwig Lenz in Berlin. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig.